

Harald Weinrich

# Lügt man im Deutschen, wenn man höflich ist?



**Bibliographisches Institut Mannheim/Wien/Zürich**  
Dudenverlag

DUDEN-BEITRÄGE

zu Fragen der Rechtschreibung, der Grammatik  
und des Stils

Herausgegeben von der Dudenredaktion unter Leitung  
von Günther Drosdowski

Heft 48

Rede Harald Weinrichs  
anlässlich der Ehrung mit dem  
Konrad-Duden-Preis der Stadt Mannheim  
am 12. März 1986

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

**Weinrich, Harald:**

Lügt man im Deutschen, wenn man höflich ist?:  
von Harald Weinrich. - Mannheim; Wien; Zürich:  
Bibliographisches Institut, 1986.

(Duden-Beiträge; H. 48)

ISBN 3-411-01023-1

NE: GT

Das Wort »Duden« ist für  
Bücher aller Art für das Bibliographische Institut  
als Warenzeichen geschützt

Alle Rechte vorbehalten  
Nachdruck nur mit besonderer Genehmigung des Verlages  
© Bibliographisches Institut, Mannheim 1986  
Satz: Bibliographisches Institut, Mannheim  
Druck und Bindearbeiten: Zehnersche Buchdruckerei, Speyer  
Printed in Germany  
ISBN 3-411-01023-1

## LÜGT MAN IM DEUTSCHEN, WENN MAN HÖFLICH IST?

von

Harald Weinrich

Als die Landstände des Fürstentums Eisenach im Jahre 1800 beschlossen, dem Geheimen Rat Johann Wolfgang von Goethe im benachbarten Weimar eine Ehrengabe zukommen zu lassen, richtete der Eisenacher Landschaftskassierer am 4. Oktober des erwähnten Jahres einen Brief an Goethe, der wie folgt lautete:

Hochwohlgeborener Herr,  
Gnädiger Herr Geheimerath,

Da die deputierten Herren Stände des hießigen Fürstentums ietzo erst in Erfahrung gebracht haben, daß die Herren Stände von Weimar und Jena Ew. Hochwohlgeb: Excellenz beym gehaltenen Land-Ausschuß-Tag ein Douceur bewilligt haben; so haben dieselbe mir aufgetragen, Ew. Hochwohlgeb: Excellenz aus der Fürstl. Landschafts-Casse 200 Kfl. zu bezahlen. Ich entledge mich des erhaltenen angenehmen Auftrags, indem ich hierbey 200 Kfl. unterthänig übersende und die submiße Bitte beyfüge, die Gnade zu haben und die beygelegte Quitung zu unterschreiben und mir remittiren zu laßen.

Uebrigens benutze ich diese Gelegenheit, mich Ew. Hochwohlgeb: Excellenz hohen Protection und Gnade zu empfehlen und die tiefe Ehrfurcht zu versichern, mit welcher Zeit Lebens zu verharren, die Ehre habe,

Ew. Hochwohlgeb: Excellenz  
unterthäniger Diener  
Johann Wilhelm Heinrich Dörr

Einige Tage später, am 10. Oktober 1800, gab Goethe — es ist derselbe, in dessen Werk wir das seither geflügelte Wort finden: „Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist“ — folgende Antwort auf die Post nach Eisenach:

Wohlgeborener  
Hochgeehrtester Herr Rath,

Für die Übersendung des, von den deputierten Herren Ständen des Fürstenthums Eisenach, mir verwilligten Douceurs bin ich Ew. Wohlgeb. besonders verbunden und ersuche Dieselben meinen verpflichteten lebhaften Dank deshalb bey der Behörde abzustatten.

Ich lege die Quittung bey und indem ich recht wohl zu leben wünsche und mich einem geneigten Andenken empfehle, unterzeichne ich mich mit aller Hochachtung

Goethe

Diese Art von Höflichkeit, wie sie hier zwischen Eisenach und Weimar ausgetauscht wurde,<sup>1)</sup> ist seinerzeit auch der Französin Germaine de Staël aufgefallen, als sie auf ihrer Reise durch Deutschland Weimar besuchte. Frau von Staël hat nämlich aus ihrem sonst so enthusiastischen Bild von Deutschland ausdrücklich die „altertümlichen Höflichkeitsformeln“ (*les anciennes formules de politesse*) ausgenommen, da sie jede Konversationskunst behindern. Man muß zwar den Deutschen zugute halten, schrieb sie in ihrem Buch *De l'Allemagne* (1813), daß sie in Höflichkeitsdingen überaus guten Willen (*bonne volonté*) zeigen, aber gerade ihre vielen „ehrerbietigen Reverenzen“ (*les révérences respectueuses*) verhindern das, was nach ihrer Meinung wirkliche Höflichkeit ausmacht: Witz, Takt und Eleganz, so daß die Deutschen sich gerade wegen ihrer übertriebenen Höflichkeiten der Lächerlichkeit aussetzen. In diesem Zusammenhang bezeichnet Frau von Staël übrigens die konversationelle Höflichkeit einmal als sprachliche Gleichheit in der gesellschaftlichen Ungleichheit (*cette espèce d'égalité dans l'inégalité*).<sup>2)</sup> Wir wollen diesen Ausdruck für eine spätere Überlegung im Gedächtnis behalten und wenden uns zunächst noch einmal Goethe zu.

Sein vielzitiertes Wort „Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist“ steht im zweiten Teil des *Faust*, und zwar in der Szene „Hochgewölbtes gotisches Zimmer“ zu Beginn des 2. Aktes. Dieses gotische Zimmer ist dem Leser oder Zuschauer des *Faust* bereits bekannt. Es ist identisch mit dem „Studierzimmer“ im ersten Teil des *Faust*. Dort hatte Mephisto, als Professor angetan, den Schüler empfangen und ihm die bekannte Studienberatung erteilt, zu der auch der Rat gehört, das Studium mit dem Collegium Logicum zu beginnen. Achten wir nun zunächst darauf, wie dieser Schüler auftritt und sich an Mephisto, den vermeintlichen Herrn Professor, wendet:

Ich bin allhier erst kurze Zeit,  
und komme voll Ergebenheit,  
Einen Mann zu sprechen und zu kennen,  
Den alle mir mit Ehrfurcht nennen.

Wir verzeichnen hier im Sprachverhalten des Schülers – auch mit Blick auf Frau von Staël – die Vokabeln *Ergebenheit* und *Ehrfurcht* und beachten nun, wie Mephisto in der Rolle des akademischen Lehrers die Komplimente des Schülers zugleich registriert und mit vorgetäuschter Bescheidenheit herunterspielt. Er antwortet dem Schüler:

Eure Höflichkeit erfreut mich sehr!  
Ihr seht einen Mann wie andere mehr.

Nun wollen wir sehen, was aus dieser so überaus zuvorkommenden, ja liebedienerischen Höflichkeit wird, wenn der junge Mann erst etwas älter ist, und begleiten daher beide Personen in den zweiten Teil des *Faust*. Ein paar Jahre sind ins Land gegangen, Gretchen ist gerichtet, Faust schläft einen Vergessensschlaf, und wieder erhält Mephisto, abermals als Professor verkleidet und – wie an seiner Glatze erkennbar – etwas gealtert, Besuch. Es ist der Schüler von damals, nun zum ersten akademischen Grad des Baccalaureus promoviert. Er ist aber, so heißt es ausdrücklich, noch nicht Magister. Wir würden nach unseren heutigen Bezeichnungsgewohnheiten eher sagen, daß er Magister, aber noch nicht Doktor ist. Jedenfalls müssen wir uns diesen Baccalaureus, da man damals noch nicht so lange studierte wie heute, als einen Anfangszwanziger vorstellen und in ihm einen recht forschen Jungwissenschaftler sehen, der nun nicht mehr wie ehemals „ängstlich und beklommen“ das Zimmer betritt, sondern laut und grob „den Gang herstürmend“ sich vor Mephisto postiert und sich sogleich mit einem längeren Monolog vor ihm in Szene setzt. Er läßt es dabei, auf die seinerzeitige Studienberatung zurückblickend, nicht an Vorwürfen fehlen gegen den bejahrten Professor, den er mit „Alter Herr“ anredet und bei Gelegenheit auch einen Schelmen nennt, da er ihm damals die Wahrheit nicht „direkt ins Angesicht“ gesagt habe. Auf diese Lehrerschelte setzt er schließlich noch ein paar Beleidigungen, und so kommt es nun vor den im Studierzimmer liegenden Totenschädeln zu folgender Replik:

*Baccalaureus:*  
Gesteht nur, Euer Schädel, Eure Glatze  
Ist nicht mehr wert als jene hohlen dort?

*Mephisto* (gemütlich):  
Du weißt wohl nicht, mein Freund, wie grob du bist?

*Baccalaureus:*  
Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist.

Das Gespräch ist damit noch nicht am Ende, und unser Jungwissenschaftler hat in einer längeren Suada noch die Gelegenheit, sich als Vertreter einer damals gerade herrschenden Modewissenschaft, der später mit dem Adjektiv „deutsch“ sich schmückenden idealistischen Philosophie, zu präsentieren. Mephisto, dem wohl in dieser Szene die Sympathien nicht zu versagen sind,

klassifiziert den unhöflichen Baccalaureus kurzerhand als einen „von den Neusten“, und das reimt sich für ihn auf den Vers: „Er wird sich grenzenlos erdreusten“.<sup>3)</sup>

Nun muß man hier aber, um dem Baccalaureus Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, sogleich hinzusetzen, daß in altdeutscher Zeit nicht nur die Jungwissenschaftler, sondern überhaupt die Gelehrten, wenigstens aus höfisch-urbaner Sicht betrachtet, gesellschaftlich wenig gewandt und in diesem Sinne unhöfliche Gesellen waren. Mit ihren ungeschliffenen Manieren verschanzten sie sich jedoch gerne hinter der deutschen Wahrheit und Wahrhaftigkeit, wo sie vor den Gefahren welscher Indirektheit Schutz suchten. So wird schon in Georg Philipp Harsdörffers „Frauenzimmer-Gesprächsspielen“ (1641–1649), dem ersten bedeutenden und zugleich höchst amüsanten Lehrbuch der Höflichkeit in Deutschland, als konversationelles Gesprächsspiel die Frage erörtert: „Warum sind die Gelehrten selten höflich?“ Der Verfasser erklärt das damit, daß „die alten Schulfüchse“ in der Einsamkeit ihrer Studierstuben die Augen nicht richtig aufmachen und „sich ganz nicht in die Welt schicken“.<sup>4)</sup> Das ist, wie man weiß, ein traditioneller Topos der Professoren- und Pedantensatire. Noch Knigge bestätigt ihn im Jahre 1788 durch seine Regeln des Umgangs mit dem Typus des „steifen Professors“.<sup>5)</sup>

\*

Ganz andere Professoren sind es, dessen bin ich sicher, die nun im 20. Jahrhundert eine ausgedehnte und bemerkenswerte Höflichkeitsforschung ausgebildet haben. Als ihren Senior will ich den Soziologen Norbert Elias mit besonderer Hochachtung nennen. Norbert Elias hat in seinem schon Mitte der dreißiger Jahre geschriebenen Werk „Über den Prozeß der Zivilisation“ fast beiläufig die Grundlage einer Sozialgeschichte der, wie Elias gerne sagt, „courtoisen“ Umgangsformen gelegt und an einer großen Fülle von Detailbeobachtungen, vor allem zum Wandel der Tischsitten, gezeigt, daß die sich verändernden Formen höflicher Geselligkeit bestimmte Entwicklungsgesetze der höfischen und nachhöfischen Gesellschaft spiegeln. Dieses Buch läßt eindrucksvoll erkennen, wie vom späten Mittelalter bis zur Neuzeit die Gesittung in der Weise voranschreitet, daß immer mehr Fremdwänge als Selbstzwänge verinnerlicht werden, was man auch so ausdrücken kann, daß die Höflichkeit immer mehr Steuerungsaufgaben in der Gesellschaft übernimmt.<sup>6)</sup>

Die Rezeption dieses vielschichtigen Buches in der wissenschaftlichen Öffentlichkeit ist durch die Norbert Elias aufgezwungene Emigration um mehrere Jahrzehnte verzögert worden und hat sich erst gegen Ende der siebziger Jahre voll ausgewirkt. So kommt es, daß viele Forschungen zur Höflichkeit, zumal im englisch-amerikanischen Sprach- und Kulturraum, ohne Kenntnis

von Norbert Elias ihre Wege gesucht haben. Es sind hier, in interdisziplinärer Verbindung von Sozialpsychologie, Anthropologie, Ethnologie und Linguistik, vor allem die Forschungen des sogenannten „symbolischen Interaktionismus“ zu nennen, einer auf George Herbert Mead zurückgehenden Forschungsrichtung, die zum Ziel hat, in einer sozialwissenschaftlichen Erkundung des Alltags die Formen des geselligen Zeichengebrauchs zu beschreiben. In diesem Rahmen, der sowohl sprachliche als auch nichtsprachliche Phänomene berücksichtigt, kommen mit Erving Goffman auch die „Interaktionsrituale“ der Höflichkeit zur Geltung<sup>7)</sup>, und zwar sowohl als „negative Höflichkeit“, die auf Schonung und Entlastung des anderen bedacht ist, wie auch als „positive Höflichkeit“, die Sympathie, Aufmerksamkeit und Neugierde für den anderen zeigt.<sup>8)</sup> Diese wichtige, von Durkheim stammende Unterscheidung, von der wir uns hier auch bei unseren weiteren Überlegungen leiten lassen wollen, ist übrigens schon bei Schiller vorgebildet, der in seiner Ästhetik den „guten Ton“ als Schönheit des Umgangs definiert und dann schreibt: „Das erste Gesetz des guten Tones ist: Schone fremde Freiheit. Das zweite: Zeige selbst Freiheit.“<sup>9)</sup>

Aus der weiteren Höflichkeitsforschung, die mit vielen Namen zu belegen wäre, soll hier fürs erste nur die große Studie erwähnt werden, die Penelope Brown und Stephen Levinson im Jahre 1978 unter dem Titel „Universals in Language Usage: Politeness Phenomena“ veröffentlicht haben.<sup>10)</sup> Anknüpfend an Goffman und über ihn hinausgehend, zeigt diese kulturvergleichend angelegte Untersuchung, daß die Phänomene der Höflichkeit, und zwar sowohl als negativ-schonende wie auch als positiv-entgegenkommende Höflichkeit, nicht auf den europäisch geprägten Kulturkreis beschränkt sind, sondern sich mit frappierenden Übereinstimmungen auch in ganz fremden Kulturen, beispielsweise in der mexikanischen Mayakultur oder bei den Tami- len auf dem indischen Subkontinent, nachweisen lassen. Es gibt offenbar, so ist daraus zu folgern, Höflichkeitsuniversalien, die zur Natur des Menschen als eines geselligen Lebewesens gehören.

Brown/Levinson haben für ihre Untersuchungen zur Höflichkeit, wenigstens teilweise, einen theoretischen Bezugsrahmen gewählt, der durch die in den letzten Jahren vieldiskutierten sogenannten Gesprächsmaximen (*conversational maxims*) des amerikanischen Kommunikationsforschers H. Paul Grice bezeichnet werden kann. Es ist nun zu prüfen, ob dieser Rahmen adäquat ist. Grice hat in einer Reihe von Vorträgen, die er im Jahre 1967 an der Harvard-Universität gehalten hat, mit Blick auf die Kategorientafel Kants eine Reihe von Maximen formuliert, die nach seiner Auffassung als Kategorien für jede Art von Gesprächen dienen können. Es sind, wie bei Kant, die Maxime der Quantität, der Qualität, der Relation und der Modalität (bei Grice: *manner*). Aus diesen Maximen sollen hier zur Besprechung zwei herausgegriffen werden: zunächst die Qualitätsmaxime oder sogar, wie Grice sagt, Supermaxime: „Versuche, deinen Redebeitrag so zu fassen, daß

er wahr ist!“, sodann eine der vier Modalitätsmaximen, die bei Grice lautet: „Sei kurz (vermeide unnötige Weitschweifigkeit)!“ Diese beiden wie auch die anderen, hier nicht zitierten Gesprächsmaximen sind nun nicht etwa als normative Handlungsanweisungen zu verstehen, sondern als operationelle Regeln, an deren Befolgung ein Gesprächspartner oder Beobachter die Normalität des Gesprächs ablesen kann. Werden sie nämlich, was jedem Sprecher grundsätzlich freisteht, aus diesem oder jenem Motiv heraus nicht befolgt, so kann der Gesprächspartner oder Beobachter aus dieser Nichtnormalität seine Schlüsse ziehen und die Abweichungen von den Maximen durch seine eigenen „Implikaturen“ interpretativ ergänzen.

Bei seinen Überlegungen zu den Gesprächsmaximen erwägt Grice nun auch beiläufig einmal die Ergänzung des Katalogs durch eine weitere Maxime, die lauten würde: „Sei höflich!“ Auch sie müßte natürlich im Sinne der Theorie operationell-gesprächsanalytisch und nicht normativ-moralisch verstanden werden. Grice verwirft jedoch diese denkbare Maxime rasch wieder, da sie nicht mit seinem Gesprächsbegriff zu vereinbaren ist, der unter einem Gespräch „einen maximal effizienten Informationsaustausch“ (*a maximally effective exchange of information*) versteht.<sup>11)</sup>

So ist es nun in der Tat. Wenn ein Gespräch unter Vernachlässigung aller Aspekte der Geselligkeit, die sich im Medium des Gesprächs entfalten, zu nichts anderem gut ist als zu einem Austausch von Nachrichten über diesen oder jenen Sachverhalt, der auf einer Wahrheitstafel als richtig oder falsch eingetragen werden kann, dann ist allerdings in diesem System für Höflichkeit kein Platz. Ihre sprachlichen oder nichtsprachlichen Erscheinungen können dann nur – strikt operationell – als verhaltensauffällige Abweichungen von einer Normalität beschrieben werden. Es scheint mir aber evident zu sein, daß dieses Beschreibungsmuster nicht nur inhaltlich als technokratisch, sondern auch formal wegen einer unreflektierten Normalitätssetzung zu beanstanden ist. Denn Höflichkeit gehört zur Normalität des sprachlichen Umgangs, und es gibt – außer in Fachsprachen – keinen höflichkeitsfreien Gesprächsraum. Nicht der Höfliche, sondern der Unhöfliche, der beispielsweise immer kurz angebunden redet, muß daher als verhaltensauffällig beschrieben werden.

Das will ich an zwei elementaren Erscheinungsformen der Höflichkeit verdeutlichen. Ich beginne mit dem Grußverhalten, das sowohl in seinen sprachlichen als auch in seinen nichtsprachlichen Erscheinungen zu den Universalien höflichen Verhaltens gehört. Man kann eigentlich gar nicht anders als (mehr oder weniger) höflich grüßen, wenn man überhaupt grüßt. Gesprächsanalytisch betrachtet, ist der Gruß eine Erklärung grundsätzlicher Gesprächsbereitschaft.<sup>12)</sup> Er wird daher auch in der Regel in identischer oder nahezu identischer Form erwidert, denn die Gesprächsbereitschaft muß ja auf beiden Seiten bestehen, wenn sie Chancen haben soll, wirksam zu

werden. Es ist nicht unbedingt erforderlich, daß sich an den Gruß und an die mit ihm erklärte Gesprächsbereitschaft tatsächlich ein Gespräch anschließt. Wenn es aber zustande kommt und nach einiger Zeit zu Ende geht, so wird es wieder mit einem [Abschieds]gruß beendet, der über das Gesprächsende hinaus und wiederum reziprok die beiderseitig weiterbestehende Gesprächsbereitschaft zu erkennen gibt. So ist im Prinzip jedes Gespräch durch eine einleitende und eine ausleitende Grußformel markiert und in einen Höflichkeitsrahmen eingebettet. Es gilt als schwerer Verstoß gegen die Höflichkeit, auf ein Grußverhalten ganz zu verzichten oder einen gebotenen Gruß nicht zu erwidern. Denn mit dieser Unhöflichkeit verweigert man dem anderen die Rolle eines möglichen Gesprächspartners.

Nein!

Das gilt schließlich – zweitens – auch in den Fällen, in denen man sich für eine Belästigung, ein Versehen oder ein Vergehen zu entschuldigen wünscht. Willi Lange hat in einer sorgfältigen empirischen Untersuchung des Entschuldungsverhaltens gezeigt, daß die Sprache der Entschuldigung mit ihren mehr oder weniger formelhaften Wendungen tief in die Sprache des alltäglichen Umgangs hineinreicht und in ihrer Substanz (mehr oder weniger) höflich ist. Nicht wer sich in einer solchen Situation entschuldigt, sondern wer sich nicht entschuldigt, verhält sich auffällig.<sup>13)</sup>

Das kommt darüber hinaus auch in dem langen Katalog von Höflichkeitsuniversalien zum Ausdruck, den wir Brown/Levinson verdanken und der ohne weiteres noch verlängert werden könnte.<sup>14)</sup> Daß man beispielsweise überall in der Welt den Blickkontakt im Dialog von Zeit zu Zeit durch Beiseiteblicken unterbricht und nicht versucht, den Gesprächspartner durch „Drohstarren“ zu dominieren, gehört zu den selbstverständlichsten Regeln des Gesprächsverhaltens<sup>15)</sup> und ist damit ipso facto eine Grundregel der Höflichkeit, die neben vielen anderen anthropologisch begründeten Regeln des Verhaltens deutlich zeigt, daß die Höflichkeit nicht außerhalb eines aseptisch als normal gesetzten, nach nichts als nach Information riechenden und schmeckenden Sprachverhaltens aufgesucht werden darf, sondern zum innersten Kreis der Sprache gehört. Wenn also überhaupt die Griceschen Gesprächsmaximen, die auch aus anderen Gründen manche Kritik erfahren haben,<sup>16)</sup> zu halten sein werden, so muß die Maxime „Sei höflich!“, ganz abgesehen von normativen Erwägungen, schon aus deskriptiven Gründen als zentrale Gesprächsmaxime anerkannt werden. Nur so wird die methodische Möglichkeit eröffnet, Verletzungen dieser Maxime nicht als verhaltensnormal, sondern als verhaltensauffällig zu beschreiben, einschließlich jener Verletzungen der Höflichkeit, die auf einen fanatischen Umgang mit der Wahrheitsmaxime zurückzuführen sind.

\*

Da es nun also weltweit eine in ihren Ergebnissen oft bemerkenswerte Höflichkeitsforschung gibt, die auch – was den Linguisten natürlich besonders interessiert – viele sprachliche Erscheinungen einbezieht, ist vielleicht zu erwarten, daß ein Ausländer, der etwa die deutsche Sprache als Fremdsprache lernen will, recht leicht und ziemlich vollständig erfahren kann, welches Verhalten angezeigt ist, wenn man im Deutschen höflich sein will. Er wird also, so wollen wir annehmen, eine Grammatik der deutschen Sprache aufschlagen in der Hoffnung, dort belehrt zu werden, welche Sprachmittel die deutsche Sprache zur Erzeugung von Höflichkeit bereitstellt. Ich habe mich nun in die Lage dieses Ausländers versetzt und in dem Register von etwa einem Dutzend verschiedener Grammatiken der deutschen Sprache unter dem Stichwort „Höflichkeit“ nachgeschlagen. Aber die meisten Grammatiken kennen gar kein Stichwort dieser Art, und selbst auf die Pronominalform *Sie* als „Höflichkeitsform“ verweisen nur wenige Grammatiken in ihren Registern. Es liegt, so dachte ich mir, vielleicht nur an dem Wort, und so habe ich zur Kontrolle in den Registern derselben Grammatiken unter dem Stichwort „Gruß“ nachgeschlagen, weil es doch im Grußverhalten, wie schon kurz angedeutet, ganz besonders auf Nuancen der Höflichkeit ankommt. Aber da war nun erst recht kein Hinweis zu finden. Daß die Deutschen sich überhaupt begrüßen, kann unser Ausländer aus deutschen Grammatiken nur mit einigen Schwierigkeiten entnehmen.

Aber es gibt immerhin in einigen Grammatiken Hinweise auf die pronominale Höflichkeitsform „*Sie*“, die auch gelegentlich in eingeschränkter Formulierung als „sogenannte“ Höflichkeitsform bezeichnet wird.<sup>17)</sup> Dieser Vorbehalt ist berechtigt. *Sie* statt *du* oder *ihr* zu sagen, das ist nicht ohne weiteres Nachdenken schon als Zeichen von Höflichkeit anzusehen, es kann sogar im Gegenteil unhöflich sein. Denken wir uns einen Mann, der nach Jahrzehnten einen Jugend- und Schulfreund wiedertrifft. Es wäre eine gravierende Unhöflichkeit und hätte für den Jugendfreund durchaus den Charakter einer Beleidigung, wenn ihm die vertraute *du*-Anrede verweigert würde. Denn es gehört zu den pragmatischen Verwendungsregeln dieser Anrede in der deutschen Sprache, über die eigentlich jede deutsche Grammatik Auskunft geben müßte, daß ein gemeinsames *Du* aus der Jugendzeit, falls nicht ein schweres Zerwürfnis eingetreten ist, kaum in ein distanzierendes *Sie* zu verwandeln ist. Hier wäre also eine *Sie*-Anrede keine Höflichkeits-, sondern eine Unhöflichkeitsform. Auch ein verabredetes *Du*, zu dem man vom *Sie* übergegangen ist, läßt sich im Prinzip nicht mehr rückgängig machen. Wenn man es dennoch rückgängig machen will, steht wiederum die Höflichkeit auf dem Spiel. In Ingeborg Bachmanns Roman *Malina* findet man dazu einige bedenkenswerte Überlegungen. Nachdem die Erzählerin nämlich durch ein kurzes „Intermezzo“ mit einem Mann auch in der *du*-Anrede verbunden war, empfindet sie später dieses „Dusagen, Dudenken“ als Tortur und bittet ihn um die höfliche Schonung des „*Sie*“ – statt des „*Du*, mit dem *Sie* so leichtfertig umgehen“.<sup>18)</sup>

Diese Beispiele zeigen deutlich, daß die Opposition zwischen den Vertrautheitsformen *du* und *ihr* und der Distanzform *Sie* sehr stark höflichkeitsempfindlich ist. Dies ist der Grund dafür, daß ich im folgenden versuchen will, am Beispiel dieser Formen einige Merkmale des sprachlichen Höflichkeitsverhaltens deutlich zu machen, wobei ich mich auf viele Vorarbeiten und Einzeluntersuchungen stützen kann.<sup>19)</sup>

Denn viele Sprachen der Erde und zumal fast alle europäischen Sprachen kennen die uns aus der deutschen Sprache geläufige Möglichkeit, mit pronominalen Formen (Personal- und Possessivpronomina) Vertrautheit oder Distanz zum Ausdruck zu bringen. Um deshalb im Sprachvergleich von den Besonderheiten der einzelnen Sprachen absehen zu können, hat man abstrakt in Anlehnung an die lateinischen Pronomina *tu* und *vos*, die schon in der Spätantike zu diesem Zweck benutzt worden sind, von einem T/V-System gesprochen.<sup>20)</sup> Es ist bekannt, daß auch die deutsche Sprache seit dem Mittelalter, zunächst mit den Formen *du* und *Ihr*, ein solches System aufgebaut und zur gesellschaftlichen Differenzierung genutzt hat.<sup>21)</sup> Seit dem 17. Jahrhundert traten dann auf der V-Seite des Systems in Konkurrenz zu der Pluralform *Ihr* die Singularformen der 3. Person auf, also je nach dem Geschlecht *Er* oder *Sie*, die aber bald als despektierlich empfunden wurden, sobald im gleichen Jahrhundert auch noch die Pluralform der 3. Person, also das heutige *Sie*, auf den Plan trat. Alle diese Pronominalformen standen übrigens immer und bis weit ins 20. Jahrhundert hinein an Höflichkeit hinter der viel feiner zu nuancierenden nominalen Anrede mit diversen Titeln zurück, solchen Anredeformen also wie *Ew. Gnaden*, *Ew. Magnifizenz*, *Hochwürden*, *Ew. Hochwohlgeborene Exzellenz*.

Was nun die Anrede mit *Sie* betrifft, die um 1800 über ihre Konkurrenten *Ihr* und *Er/Sie* (Sing.) definitiv die Überhand gewann, so ist sie, da sie als Pluralform der dritten Person gewissermaßen um zwei Ecken herum von der Wahrheit der direkten *du*-Anrede entfernt ist, des öfteren Gegenstand heftiger Sprachkritik geworden. Vor allem Jacob Grimm hat in seiner Akademie-Rede „Über das Pedantische in der deutschen Sprache“ (1847) im Namen der Natur und der Vernunft die Verschrobenheit der *Sie*-Anrede und die in ihr spürbare „schwüle luft galanter höflichkeit“ bitter getadelt und der deutschen Sprache die „rückkehr zu dem weg der natur“, also zum „herzlichen einfachen *du*“ nahegelegt. Für ihn steht bei dieser zweideutigen und, so sagt bereits er, „verschleiernden“ Redeweise nichts weniger als die deutsche Treuherzigkeit auf dem Spiel.<sup>22)</sup>

Diese letztlich von Rousseau her gedachte Auffassung soll hier nicht weiter kommentiert, sondern nur von Goethe beantwortet werden, der die Höflichkeit einmal in einem Gespräch mit Eckermann „die indirekte Weise“ genannt und hinzugesetzt hat: „Wir Deutschen (. . .) haben es im Indirekten noch nicht sehr weit gebracht“ (9.7.1827). Das ist eine sehr schöne und für

fast alle Phänomene der Höflichkeit zutreffende Beobachtung, die auch für die Bedeutung der Pronominalformen gelten kann. Während das Personalpronomen *du* die Gesprächsrolle des Hörers oder Lesers in aller deiktischen Schärfe und Eindeutigkeit bezeichnet, haben alle sogenannten Höflichkeitsformen, also die V-Formen des T/V-Systems, die weniger scharfen Bedeutungskonturen, wie sie für den Plural und für die 3. Person charakteristisch sind. Denn im Plural ist der einzelne Angeredete als Element in einer Menge versteckt, und in der 3. Person wird er aus der Blickstellung (*face to face communication*) in die schwach konturierte Restkategorie der 3. Person abgedrängt. In der *Sie*-Anrede der deutschen Gegenwartssprache verbinden sich somit ursprünglich beide Unschärfen zu einer Art Indirektheit, wie sie mit pronominalen Mitteln nicht größer erzeugt werden kann. Mindestens in dieser Hinsicht haben wir Deutschen es mit unserer Sprache im Indirekten doch sehr weit gebracht.

Es wäre aber eine verkürzte Auffassung, wollte man die Höflichkeitsphänomene im pronominalen Bereich der Sprache nur bei den Anredeformen der 2. Person suchen. Auch die Selbstbezeichnungen der 1. Person sind, wie schon oft beschrieben worden ist, für den Ausdruck größerer oder geringerer Höflichkeit sehr empfindlich.<sup>23)</sup> Nach einer alten Höflichkeitsregel fängt „man“ einen Text nicht mit einer Ich-Form an. Selbst Faust richtet sich nach dieser Regel, wenn er zu seinem Eingangsmonolog anhebt: „Habe nun, ach, Philosophie . . .“ (nicht: Ich habe nun . . .). Besonders in Briefen hat man diese Regel früher sehr streng beachtet, und die Briefsteller haben sie ihren Lesern immer wieder eingeschärft. Ein schönes Beispiel dafür findet man in dem Liebesbrief der Mina in Adelbert von Chamisso's Erzählung *Peter Schlemihls wundersame Geschichte*.<sup>24)</sup> Mina spricht in diesem Brief von ihren Gefühlen, und dazu muß sie wohl *ich* sagen, aber eben nicht am Anfang des Briefes, der lautet:

Bin ein schwaches, törichtes Mädchen, könnte mir einbilden, daß mein Geliebter, weil ich ihn innig, innig liebe, dem armen Mädchen nicht weh tun möchte.

Heute gilt diese Regel nicht mehr, und man kann ohne weiteres einen Brief oder Lebenslauf mit *ich* anfangen. Aber gelegentlich merkt man auch in der heutigen Literatur noch, daß die alte Höflichkeitsregel wenigstens als literarisches Spielmaterial dienen kann, so wenn Max Frisch seinen Roman *Stiller* zwar mit *ich* beginnen läßt, dieses *Ich* aber sofort wieder mit einem *nicht* wegwischt: „Ich bin nicht Stiller.“ Das Höflichkeitsgebot jedoch, das besagt, in der Reihung die eigene Person nicht an erster, sondern an letzter Stelle zu nennen, also nicht „ich und du“, sondern „du und ich“ zu sagen, wird auch heute noch ziemlich streng beachtet und als Sprachnorm gelehrt, leider wiederum nicht in den Grammatiken.

Schließlich gibt es noch eine weitere interessante Höflichkeitsgrenze im Bereich der Pronomina, die dann wirksam wird, wenn ein Sprecher weder sich selber noch seinen Gesprächspartner, sondern eine dritte Person bezeichnet. Denken wir uns zwei Kinder, von denen eines in Gegenwart der Mutter, die vielleicht einen Wunsch geäußert hat, zu dem anderen Kind sagt: „Also, *die* fordert einen heute ganz schön!“ Man kann erleben, daß Kinder, wenn sie ihre Mutter, die als dritte Person anwesend ist, mit dem Pronomen *die* bezeichnet haben und dafür getadelt werden, nur schwer begreifen, warum sie sich hier unhöflich ausgedrückt haben sollen. Sie sagen doch auch sonst umgangssprachlich ganz geläufig: „Sag mal, meine Schwester, kennst du *die* eigentlich?“ – „Nein, *die* kenne ich nicht.“

Die Unhöflichkeit der oben erwähnten Ausdrucksweise ist wie folgt zu erklären: Es gibt bei den Personalpronomen der 3. Person die Formen *er/sie/es*, im Plural *sie*. Daneben gibt es aber noch, gerade in der Umgangssprache sehr oft gebraucht, die Reihe *der/die/das*, im Plural *die*. Die letztgenannte Reihe wird in deutschen Grammatiken meistens als Demonstrativparadigma beschrieben. Ich halte diese Beschreibung aus verschiedenen Gründen, die ich bei anderer Gelegenheit darlegen werde, nicht für adäquat, sondern bin der Ansicht, daß es sich hier um eine besondere Art von Personalpronomen handelt. Es gibt nämlich in der deutschen Sprache zwei Gruppen von Personalpronomen, die sich durch einen unterschiedlich starken Appell an die Aufmerksamkeit des Gesprächspartners unterscheiden. Die *er/sie/es*-Reihe ist das „thematische“ Paradigma, das gebraucht wird, wenn eine Person oder Sache bereits im Text eingeführt ist und nun pronominalisiert weitergeführt wird. Das Personalpronomen ist unter diesen Bedingungen ein Routinesignal: Die Vorinformation soll weitergelten. Im Gegensatz dazu ist die *der/die/das*-Reihe ein „rhematisches“ Paradigma, das dann gebraucht wird, wenn eine Person oder Sache zwar schon durch den Kontext oder die Situation (häufig durch die Situation!) bekannt ist, dennoch aber Gegenstand der Aufmerksamkeit des Gesprächspartners bleiben soll. Diese Pronomen sind also nicht Routine-, sondern Aufmerksamkeits-signale. Man kann diesen Unterschied auch dadurch ausdrücken, daß man die *er/sie/es*-Reihe die konturenschwächere Reihe nennt, während die *der/die/das*-Reihe die konturschärfere Reihe ist.

Daraus ergeben sich einige Folgerungen für eine unterschiedliche Empfindlichkeit hinsichtlich der Höflichkeit oder Unhöflichkeit. Bei Sachen und Sachverhalten ist das kein Problem. So sagt man beispielsweise in einer Witzrunde, wenn die Zuhörer auf einen zu erzählenden Witz neugierig gemacht werden sollen, völlig problemlos: „Also, kennen Sie *den* schon?“ – „Nein, *den* kenne ich noch nicht.“ Und natürlich heißt es immer, wenn durch eine Frage ein unbekannter Sachverhalt in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit gerückt werden soll: „Ja, was ist denn *das* da?“ – „Donnerwetter, *das* ist mir noch gar nicht aufgefallen!“ Unvorstellbar, hier statt der rhematischen Form *das* die thematische Form *es* zu gebrauchen.

Kritischer für die Höflichkeit wird diese Unterscheidung dann, wenn es um Personen geht. Bei abwesenden Personen, wenn diese nicht gerade notorische Respektspersonen sind, kann man noch ohne weiteres sagen (aber schon weniger gut schreiben): „Hätten Sie *dem* das wohl zugetraut?“ – „Nein, *dem* hätte das keiner zugetraut.“ Aber in Anwesenheit einer dritten Person, etwa wenn Kinder – wie in unserem Leitbeispiel – von der anwesenden Mutter sprechen, ist es entschieden unhöflich, die konturenscharfe Form *die* zu gebrauchen, anstatt die Mutter, wenn sie schon nicht ins Gespräch einbezogen wird, weniger konturenscharf mit ihrem vollen Namen *Mutter* (der ohne weiteres mit *sie* fortgesetzt werden kann) oder überhaupt nicht zu bezeichnen, etwa indem man ein Passiv ohne Personangabe gebraucht: „Also, wir werden heute ja ganz schön gefordert!“

Man kann an dieser kleinen Beobachtung – aber bei der Höflichkeit kommt es ja gerade auf Kleinigkeiten an – eine grammatische Regel ablesen, die für alle Formen der sprachlichen Höflichkeit gilt. Sie lautet: Wenn von zwei Ausdrucksformen, die in einer Situation zur Wahl stehen, die eine scharf und die andere schwach konturiert ist, so gilt immer die schwach konturierte Form als die höflichere. Auf dieser Regel beruhte auch im Grunde schon der unterschiedliche Höflichkeitswert der Anrede mit *du* und mit *Sie*. Denn die Singularform ist gegenüber der Pluralform durch größere Konturenschärfe ausgezeichnet. Man kann also der soeben genannten Regel bezüglich der Anredeformen die konkretere Fassung geben: Wenn von zwei Ausdrucksformen, die in einer Situation zur Wahl stehen, die eine im Singular und die andere im Plural steht, so ist immer die Pluralform die höflichere. Das wird auch durch die kulturvergleichenden Untersuchungen von Brown/Levinson empirisch bestätigt.

\*

Daß die Unhöflichkeit es lieber mit der Schärfe, die Höflichkeit hingegen lieber mit der Unschärfe hält, zeigt sich vielleicht noch eindringlicher, wenn man auch das nichtsprachliche Verhalten in die Überlegungen einbezieht. Denn es ist natürlich bei allen Autoren, die sich über die Höflichkeit oder Unhöflichkeit der Menschen Gedanken gemacht haben, immer wohlbekannt gewesen, daß man nicht nur mit seinen Worten, sondern auch mit seinen Gesten und Gebärden höflich oder unhöflich sein kann. Es gehört weiterhin zum allgemeinen Wissen über die Höflichkeit, daß die Wörtersprache und die Körpersprache, wie man das nonverbale Verhalten umgangssprachlich gerne nennt, auseinanderfallen können, so daß man aus ihrer Nichtübereinstimmung gewisse Rückschlüsse auf den Charakter der beteiligten Personen und ihre möglicherweise geheimen Absichten ziehen kann. Insbesondere im Zusammenhang mit der Frage, ob vielleicht Höflichkeit und Wahrheit mitein-

ander in Konflikt geraten können, haben diese Überlegungen bei den „Moralisten“ seit dem 18. Jahrhundert eine große Rolle gespielt. So kann man beispielsweise bei Christian Ernst Simonetti, der um die Mitte des 18. Jahrhunderts ein Buch unter dem Titel „Der ehrbare Mann“ veröffentlicht hat, die folgende Überlegung lesen:

Die Fülle des Herzens giebet denen Geberden die Bewegung. Der Handschlag eines ehrlichen Mannes ist der Zeiger der die Richtigkeit des innern bekandt macht. Dieses kan nicht anders seyn; Denn die Tugend die nach der Vorschrift der Menschenliebe die Geberden ordnet, heist ia die Aufrichtigkeit, und da diese der ehrliche Mann besetzt, so müssen nothwendig seine Geberden aufrichtig seyn.<sup>25)</sup>

Der Autor betrachtet hier die Sprache des Körpers, zu der außer der Gestik auch die Mimik zu rechnen ist, als unmittelbaren, die Sprache der Wörter hingegen als mittelbaren Ausdruck der Seele, und so erwartet er die Wahrheit und Wahrhaftigkeit nur dort, wo die Seele unmittelbar zum Ausdruck kommt. In der Lautsprache hingegen, die mit ihren Wörtern der konventionellen Grammatik unterliegt, haben nach seiner Meinung auch die Konventionen der Höflichkeit, Etikette und Diplomatie ein leichteres Spiel, wenn sie die Gedanken verbergen wollen.

Aber so scharf getrennt können wir mit den Kenntnissen der heutigen Anthropologie die Dinge nicht mehr sehen. Denn natürlich kann jemand, der ein bißchen zu schauspielern versteht, auch in seiner Gestik und Mimik Höflichkeit oder Unhöflichkeit willentlich zum Ausdruck bringen, indem er beispielsweise, wie man zu sagen pflegt, „eine höfliche Miene aufsetzt“ oder höflich lächelt, wo vielleicht eine barsche Zurechtweisung am Platz wäre. Der Anthropologe Helmuth Plessner hat das so ausgedrückt:

Direkt und echt im Ausdruck ist schließlich auch das Tier; käme es auf nicht mehr als Expression an, so bliebe die Natur besser bei den elementaren Lebewesen und ersparte sich die Gebrochenheit des Menschen. (...) Im Indirekten zeigt sich das Unnachahmliche des Menschen.<sup>26)</sup>

Das ist ein Zitat, das wieder zu Goethe und zu seiner Charakterisierung der Höflichkeit als der „indirekten Weise“ zurückführt.

Das soll jetzt noch einmal mit einem anderen Beispiel aus dem Bereich des nonverbalen Verhaltens illustriert werden. In jenem 18. Jahrhundert, aus dem wir bereits viele Beispiele für eine hochentwickelte Höflichkeitsreflexion kennengelernt haben, war sich kein geringerer als George Washington, der erste Präsident der Vereinigten Staaten, nicht zu schade, ein Büchlein mit Höflichkeitsregeln zu verfassen.<sup>27)</sup> Dort kann man die folgende Verhaltensregel lesen:

Zeige nicht mit dem Finger auf den, von dem du redest, und komme dem, zu welchem du sprichst, auch nicht zu nahe, besonders nicht seinem Gesicht!

Und ich selber erinnere mich, bei meiner eigenen Sozialisation eine Höflichkeitsmaxime gelernt zu haben, die in ihrer hausgemachten Form so lautet: „Man zeigt nicht mit nackten Fingern auf angezogene Leute“. Mit Nacktheit und Bekleidung hat das natürlich nichts zu tun, wohl aber mit der Blöße des ungeschützten Gesichtes (*face*), wie es gerade von den Kommunikationsforschern unseres Jahrhunderts wieder in den Mittelpunkt der Höflichkeitsforschung gestellt worden ist. Man muß sein „Gesicht wahren“, denn man ist immer in Gefahr, durch eine „gesichtbedrohende Handlung“ (*face threatening act*) „das Gesicht zu verlieren“<sup>28)</sup> Schon wenn man mit einer Zeigegeste, etwa mit dem spitz zeigenden Zeigefinger, einer Person zu nahe kommt, liegt darin eine unhöfliche Direktheit. Der Zeigefinger, der einer Person und zumal dem Gesicht einer Person zu nahe kommt, ist deshalb latent unhöflich, weil er zu spitz zeigt und die betreffende Person gleichsam festnagelt. Es geht folglich auch beim Zeigen und bei den anderen Gesten des nonverbalen Verhaltens darum, dem anderen nicht mehr zuzumuten, als diesem vermutlich angenehm oder willkommen ist. Auch das gehört nach den Beobachtungen von Brown/Levinson zu den mutmaßlichen Höflichkeitsuniversalien und fällt unter die von ihnen beschriebene Höflichkeitsstrategie: „*Don't coerce!*“<sup>29)</sup>

Solche Erkenntnisse sollten übrigens auch mehr, als das bisher geschehen ist, zum Gegenstand der Didaktik gemacht werden. Denn der Lehrer, der eine ihm noch unvertraute Gruppe zu unterrichten hat, oder der Moderator, der sich einem ihm fremden Publikum gegenüber sieht, kann es häufig nicht vermeiden, auf anwesende Personen zu zeigen, wenn er ihre Namen nicht oder noch nicht kennt. Das ist eine Situation, die unter dem Gesichtspunkt der Höflichkeit prekär ist. Wie zeigt man eigentlich auf Personen, die man durch ein Zeichen zu irgendeiner Äußerung oder Tätigkeit animieren will, ohne daß man doch ihre Namen kennt, und welches Zeigeverhalten entspricht hier den guten Manieren? Nun, der erfahrene Lehrer oder Diskussionsleiter findet schon, sofern er Gespür hat, eine taktvolle Lösung, und er deutet auf die Anwesenden, wenn es denn nicht zu umgehen ist, höchstens mit einer ausladenden und insofern möglichst unscharfen Geste der offenen Hand, noch besser vielleicht sogar mit dem stumpfen Handrücken, keinesfalls aber mit dem viel zu spitzen Zeigefinger. Wir sollten aber diese wichtige Angelegenheit nicht nur dem vielleicht vorhandenen, vielleicht aber auch nicht vorhandenen „Fingerspitzengefühl“ überlassen und statt dessen darauf sehen, daß einige Grundregeln der Höflichkeit auch unter dem Gesichtspunkt der Didaktik lehrbar gemacht werden. Denn insgesamt wird man wohl sagen müssen, daß es in diesen Dingen hierzulande ein auffälliges Defizit an didaktischer Reflexion über die Bedingungen des höflichen Umgangs mit ju-

gendlichen oder erwachsenen Lernenden gibt, zumal wenn es sich um Ausländer handelt, die doch als Angehörige einer anderen, etwa fernöstlichen Kultur viel höflichkeitssensibler sein können als wir robusteren Westler. Wir brauchen daher dringlich und besonders dringlich im Bereich Deutsch als Fremdsprache eine Didaktik der Höflichkeit und im ganzen Feld der Linguistik mehr Sinn für das, was man vielleicht eine linguistische Nuancenkompetenz nennen könnte.

\*

Die Höflichkeit hat aber auch ein politisches Gesicht. Es zu besprechen, wollen wir noch einmal zum sprachlichen Ausdruck der Höflichkeit, insbesondere zu den Formen der pronominalen Anrede zurückkehren. Das T/V-System der pronominalen Anrede mit seiner deutschen Spielart der *du/Sie*-Anrede ist von Roger Brown und Albert Gilman in einem sehr beachteten Aufsatz untersucht und unter den soziologischen Gesichtspunkten von „Macht und Solidarität“ (*Power and Solidarity*) beschrieben worden.<sup>30)</sup> Im Mittelpunkt dieser Untersuchung steht die Unterscheidung von symmetrischem und asymmetrischem Gebrauch dieser Pronominalformen. Symmetrisch ist der Sprachgebrauch dann, wenn beide Partner eines Gesprächs einander duzen oder wenn beide einander siezen. Asymmetrisch verhalten sie sich hingegen in ihren Anredeformen, wenn der eine den anderen siezt, von diesem hingegen geduzt wird.

Man kann dieses unterschiedliche Anredeverhalten am einfachsten an dem sprachlichen Umgang von Erwachsenen und Kindern verdeutlichen. Kinder werden hierzulande bekanntlich von den Erwachsenen geduzt, und man sieht es ihnen in ihren ersten Lebensjahren, etwa bis zum Beginn der Schulzeit, ohne weiteres nach, daß auch sie ihrerseits die Erwachsenen als „Onkel“ und „Tante“ duzen. Hier ist der Sprachgebrauch also zunächst symmetrisch, und zwar auf der *du*-Ebene. Dann folgt eine etwa die Schulzeit umfassende, manchmal auch darüber hinausreichende Phase, in der die Erwachsenen die jugendlichen Sprecher duzen, selber aber erwarten, von ihnen gesiezt zu werden. Das ist asymmetrischer Sprachgebrauch. Schließlich, meistens mit dem Eintritt in das Berufsleben oder in die Oberstufe des Gymnasiums, wird die Symmetrie durch beiderseitiges Siezen oder beiderseitiges Duzen wieder hergestellt. So wenigstens verlangt es der heutige Sprachgebrauch im Regelfall.

Es ist aber nun aus der Geschichte des Anredeverhaltens bekannt, daß die Asymmetrien in der Anwendung des T/V-Systems über viele Jahrhunderte hinweg hauptsächlich zum Ausdruck gesellschaftlicher Ungleichheit zwischen den Ständen und Klassen, sagen wir kurz zwischen „Herr“ und „Knecht“, gebraucht worden sind. Das meinen Brown/Gilman, wenn sie die-

se Sprachstrukturen als sprachlichen Ausdruck von Machtstrukturen verstehen wollen. Gleichzeitig wird aber dadurch – gewissermaßen als Sekundäreffekt – die Möglichkeit eröffnet, daß die Mächtigen oben einander ein veterliches, die Machtlosen unten einander ein brüderliches *Du* bieten und auf diese Weise – jeweils streng symmetrisch – ihre Standes- oder Klassensolidarität zum Ausdruck bringen. Das Genossen-*Du* ist auf diese Weise entstanden.

Diese gesellschaftlichen Asymmetrien in der pronominalen Anrede sind heute deutlich auf dem Rückzug und finden sich nur noch in archaischen und marginalen Verkehrsformen, beispielsweise in einer bekannten Fernsehserie zwischen einem älteren Kriminalkommissar und seinem jungen und noch unerfahrenen Assistenten: „Der Alte“ duzt seinen Assistenten, wird aber von diesem respektvoll gesiezt. Das sind aber heutzutage nur noch patriarchalische Residuen oder modische Allüren, und meine Sympathien gehören durchaus jenen Lehrlingen, die es sich nicht gefallen lassen, von ihrem Chef asymmetrisch geduzt zu werden. Denn Höflichkeit kann heute und in Zukunft nur noch unter den Bedingungen der Gleichheit bestehen, wenn sie überhaupt Bestand haben soll.

Aber wird sie denn Bestand haben, beispielsweise in den Formen, wie sie durch das pronominale T/V-System in der deutschen Sprache eröffnet werden? Man erinnert sich ja, wie die Studenten nach 1967/68 in einer großen, pathetischen Solidaritätsbewegung und als Ausdruck einer politischen Haltung ihr Kommilitonen-*Sie* über Bord geworfen und das Genossen-*Du* angenommen haben und wie auch manche jüngere Professoren, Assistenten und Junglehrer sich dieses solidarische *Du* wie erleichtert zu eigen gemacht haben. Hier hat sich die *du*-Anrede auf spektakuläre Weise, und zwar sehr kurzfristig, einen neuen und, wenigstens was die Studentenschaft betrifft, auch wohl dauerhaften Anwendungsraum erschlossen.<sup>31)</sup>

Ist daraus nun wohl eine Prognose abzuleiten, derzufolge eine Generation, die sich mit politischem Pathos an die *du*-Anrede gewöhnt hat, diese Anredegewohnheit einfach beibehält und sie nach einiger Zeit zum allgemeinen Sprachgebrauch werden läßt? Eine große deutsche Tageszeitung hat vor einigen Jahren Erwartungen und Befürchtungen dieser Art zum Ausdruck gebracht und einen Leitartikel überschrieben: „Opas Sie ist tot“.<sup>32)</sup> Ist es wirklich tot oder wenigstens zum Absterben verurteilt? Wir wollen überlegen. Zunächst: Das Studenten-*Du*, für sich allein genommen, dürfte noch nicht sehr geeignet sein, Auftakt einer allgemeinen Bewegung vom *Sie* zum *Du* zu sein, da es nach meinen Beobachtungen ziemlich streng, einige Redaktions- und Lehrerkollegien vielleicht ausgenommen, an der Schwelle zum Berufs- und Erwerbsleben haltmacht, dem Lebensalter nach also etwa an jener bekannten „Trau-keinem-über-dreißig“-Grenze, wie sie zum ersten Mal von unserem Baccalaureus aus dem *Faust* formuliert worden ist:

ander in Konflikt geraten können, haben diese Überlegungen bei den „Moralisten“ seit dem 18. Jahrhundert eine große Rolle gespielt. So kann man beispielsweise bei Christian Ernst Simonetti, der um die Mitte des 18. Jahrhunderts ein Buch unter dem Titel „Der ehrbare Mann“ veröffentlicht hat, die folgende Überlegung lesen:

Die Fülle des Herzens giebet denen Geberden die Bewegung. Der Handschlag eines ehrlichen Mannes ist der Zeiger der die Richtigkeit des innern bekandt macht. Dieses kan nicht anders seyn; Denn die Tugend die nach der Vorschrift der Menschenliebe die Geberden ordnet, heist ia die Aufrichtigkeit, und da diese der ehrliche Mann besitzt, so müssen nothwendig seine Geberden aufrichtig seyn.<sup>25)</sup>

Der Autor betrachtet hier die Sprache des Körpers, zu der außer der Gestik auch die Mimik zu rechnen ist, als unmittelbaren, die Sprache der Wörter hingegen als mittelbaren Ausdruck der Seele, und so erwartet er die Wahrheit und Wahrhaftigkeit nur dort, wo die Seele unmittelbar zum Ausdruck kommt. In der Lautsprache hingegen, die mit ihren Wörtern der konventionellen Grammatik unterliegt, haben nach seiner Meinung auch die Konventionen der Höflichkeit, Etikette und Diplomatie ein leichteres Spiel, wenn sie die Gedanken verbergen wollen.

Aber so scharf getrennt können wir mit den Kenntnissen der heutigen Anthropologie die Dinge nicht mehr sehen. Denn natürlich kann jemand, der ein bißchen zu schauspielern versteht, auch in seiner Gestik und Mimik Höflichkeit oder Unhöflichkeit willentlich zum Ausdruck bringen, indem er beispielsweise, wie man zu sagen pflegt, „eine höfliche Miene aufsetzt“ oder höflich lächelt, wo vielleicht eine barsche Zurechtweisung am Platz wäre. Der Anthropologe Helmuth Plessner hat das so ausgedrückt:

Direkt und echt im Ausdruck ist schließlich auch das Tier; käme es auf nicht mehr als Expression an, so bliebe die Natur besser bei den elementaren Lebewesen und ersparte sich die Gebrochenheit des Menschen. ( . . . ) Im Indirekten zeigt sich das Unnachahmliche des Menschen.<sup>26)</sup>

Das ist ein Zitat, das wieder zu Goethe und zu seiner Charakterisierung der Höflichkeit als der „indirekten Weise“ zurückführt.

Das soll jetzt noch einmal mit einem anderen Beispiel aus dem Bereich des nonverbalen Verhaltens illustriert werden. In jenem 18. Jahrhundert, aus dem wir bereits viele Beispiele für eine hochentwickelte Höflichkeitsreflexion kennengelernt haben, war sich kein geringerer als George Washington, der erste Präsident der Vereinigten Staaten, nicht zu schade, ein Büchlein mit Höflichkeitsregeln zu verfassen.<sup>27)</sup> Dort kann man die folgende Verhaltensregel lesen:

Zeige nicht mit dem Finger auf den, von dem du redest, und komme dem, zu welchem du sprichst, auch nicht zu nahe, besonders nicht seinem Gesicht!

Und ich selber erinnere mich, bei meiner eigenen Sozialisation eine Höflichkeitsmaxime gelernt zu haben, die in ihrer hausgemachten Form so lautet: „Man zeigt nicht mit nackten Fingern auf angezogene Leute“. Mit Nacktheit und Bekleidung hat das natürlich nichts zu tun, wohl aber mit der Blöße des ungeschützten Gesichtes (*face*), wie es gerade von den Kommunikationsforschern unseres Jahrhunderts wieder in den Mittelpunkt der Höflichkeitsforschung gestellt worden ist. Man muß sein „Gesicht wahren“, denn man ist immer in Gefahr, durch eine „gesichtsbedrohende Handlung“ (*face threatening act*) „das Gesicht zu verlieren“.<sup>28)</sup> Schon wenn man mit einer Zeigegeste, etwa mit dem spitz zeigenden Zeigefinger, einer Person zu nahe kommt, liegt darin eine unhöfliche Direktheit. Der Zeigefinger, der einer Person und zumal dem Gesicht einer Person zu nahe kommt, ist deshalb latent unhöflich, weil er zu spitz zeigt und die betreffende Person gleichsam festnagelt. Es geht folglich auch beim Zeigen und bei den anderen Gesten des nonverbalen Verhaltens darum, dem anderen nicht mehr zuzumuten, als diesem vermutlich angenehm oder willkommen ist. Auch das gehört nach den Beobachtungen von Brown/Levinson zu den mutmaßlichen Höflichkeitsuniversalien und fällt unter die von ihnen beschriebene Höflichkeitsstrategie: „*Don't coerce!*“<sup>29)</sup>

Solche Erkenntnisse sollten übrigens auch mehr, als das bisher geschehen ist, zum Gegenstand der Didaktik gemacht werden. Denn der Lehrer, der eine ihm noch unvertraute Gruppe zu unterrichten hat, oder der Moderator, der sich einem ihm fremden Publikum gegenüber sieht, kann es häufig nicht vermeiden, auf anwesende Personen zu zeigen, wenn er ihre Namen nicht oder noch nicht kennt. Das ist eine Situation, die unter dem Gesichtspunkt der Höflichkeit prekär ist. Wie zeigt man eigentlich auf Personen, die man durch ein Zeichen zu irgendeiner Äußerung oder Tätigkeit animieren will, ohne daß man doch ihre Namen kennt, und welches Zeigeverhalten entspricht hier den guten Manieren? Nun, der erfahrene Lehrer oder Diskussionsleiter findet schon, sofern er Gespür hat, eine taktvolle Lösung, und er deutet auf die Anwesenden, wenn es denn nicht zu umgehen ist, höchstens mit einer ausladenden und insofern möglichst unscharfen Geste der offenen Hand, noch besser vielleicht sogar mit dem stumpfen Handrücken, keinesfalls aber mit dem viel zu spitzen Zeigefinger. Wir sollten aber diese wichtige Angelegenheit nicht nur dem vielleicht vorhandenen, vielleicht aber auch nicht vorhandenen „Fingerspitzengefühl“ überlassen und statt dessen darauf sehen, daß einige Grundregeln der Höflichkeit auch unter dem Gesichtspunkt der Didaktik lehrbar gemacht werden. Denn insgesamt wird man wohl sagen müssen, daß es in diesen Dingen hierzulande ein auffälliges Defizit an didaktischer Reflexion über die Bedingungen des höflichen Umgangs mit ju-

gendlichen oder erwachsenen Lernenden gibt, zumal wenn es sich um Ausländer handelt, die doch als Angehörige einer anderen, etwa fernöstlichen Kultur viel höflichkeitssensibler sein können als wir robusteren Westler. Wir brauchen daher dringlich und besonders dringlich im Bereich Deutsch als Fremdsprache eine Didaktik der Höflichkeit und im ganzen Feld der Linguistik mehr Sinn für das, was man vielleicht eine linguistische Nuancenkompetenz nennen könnte.

\*

Die Höflichkeit hat aber auch ein politisches Gesicht. Es zu besprechen, wollen wir noch einmal zum sprachlichen Ausdruck der Höflichkeit, insbesondere zu den Formen der pronominalen Anrede zurückkehren. Das T/V-System der pronominalen Anrede mit seiner deutschen Spielart der *du/Sie*-Anrede ist von Roger Brown und Albert Gilman in einem sehr beachteten Aufsatz untersucht und unter den soziologischen Gesichtspunkten von „Macht und Solidarität“ (*Power and Solidarity*) beschrieben worden.<sup>30</sup> Im Mittelpunkt dieser Untersuchung steht die Unterscheidung von symmetrischem und asymmetrischem Gebrauch dieser Pronominalformen. Symmetrisch ist der Sprachgebrauch dann, wenn beide Partner eines Gesprächs einander duzen oder wenn beide einander siezen. Asymmetrisch verhalten sie sich hingegen in ihren Anredeformen, wenn der eine den anderen siezt, von diesem hingegen geduzt wird.

Man kann dieses unterschiedliche Anredeverhalten am einfachsten an dem sprachlichen Umgang von Erwachsenen und Kindern verdeutlichen. Kinder werden hierzulande bekanntlich von den Erwachsenen geduzt, und man sieht es ihnen in ihren ersten Lebensjahren, etwa bis zum Beginn der Schulzeit, ohne weiteres nach, daß auch sie ihrerseits die Erwachsenen als „Onkel“ und „Tante“ duzen. Hier ist der Sprachgebrauch also zunächst symmetrisch, und zwar auf der *du*-Ebene. Dann folgt eine etwa die Schulzeit umfassende, manchmal auch darüber hinausreichende Phase, in der die Erwachsenen die jugendlichen Sprecher duzen, selber aber erwarten, von ihnen gesiezt zu werden. Das ist asymmetrischer Sprachgebrauch. Schließlich, meistens mit dem Eintritt in das Berufsleben oder in die Oberstufe des Gymnasiums, wird die Symmetrie durch beiderseitiges Siezen oder beiderseitiges Duzen wieder hergestellt. So wenigstens verlangt es der heutige Sprachgebrauch im Regelfall.

Es ist aber nun aus der Geschichte des Anredeverhaltens bekannt, daß die Asymmetrien in der Anwendung des T/V-Systems über viele Jahrhunderte hinweg hauptsächlich zum Ausdruck gesellschaftlicher Ungleichheit zwischen den Ständen und Klassen, sagen wir kurz zwischen „Herr“ und „Knecht“, gebraucht worden sind. Das meinen Brown/Gilman, wenn sie die-

se Sprachstrukturen als sprachlichen Ausdruck von Machtstrukturen verstehen wollen. Gleichzeitig wird aber dadurch – gewissermaßen als Sekundäreffekt – die Möglichkeit eröffnet, daß die Mächtigen oben einander ein vetterliches, die Machtlosen unten einander ein brüderliches *Du* bieten und auf diese Weise – jeweils streng symmetrisch – ihre Standes- oder Klassen-solidarität zum Ausdruck bringen. Das Genossen-*Du* ist auf diese Weise entstanden.

Diese gesellschaftlichen Asymmetrien in der pronominalen Anrede sind heute deutlich auf dem Rückzug und finden sich nur noch in archaischen und marginalen Verkehrsformen, beispielsweise in einer bekannten Fernsehserie zwischen einem älteren Kriminalkommissar und seinem jungen und noch unerfahrenen Assistenten: „Der Alte“ duzt seinen Assistenten, wird aber von diesem respektvoll gesiezt. Das sind aber heutzutage nur noch patriarchalische Residuen oder modische Allüren, und meine Sympathien gehören durchaus jenen Lehrlingen, die es sich nicht gefallen lassen, von ihrem Chef asymmetrisch geduzt zu werden. Denn Höflichkeit kann heute und in Zukunft nur noch unter den Bedingungen der Gleichheit bestehen, wenn sie überhaupt Bestand haben soll.

Aber wird sie denn Bestand haben, beispielsweise in den Formen, wie sie durch das pronominale T/V-System in der deutschen Sprache eröffnet werden? Man erinnert sich ja, wie die Studenten nach 1967/68 in einer großen, pathetischen Solidaritätsbewegung und als Ausdruck einer politischen Haltung ihr Kommilitonen-*Sie* über Bord geworfen und das Genossen-*Du* angenommen haben und wie auch manche jüngere Professoren, Assistenten und Junglehrer sich dieses solidarische *Du* wie erleichtert zu eigen gemacht haben. Hier hat sich die *du*-Anrede auf spektakuläre Weise, und zwar sehr kurzfristig, einen neuen und, wenigstens was die Studentenschaft betrifft, auch wohl dauerhaften Anwendungsraum erschlossen.<sup>31)</sup>

Ist daraus nun wohl eine Prognose abzuleiten, derzufolge eine Generation, die sich mit politischem Pathos an die *du*-Anrede gewöhnt hat, diese Anredegewohnheit einfach beibehält und sie nach einiger Zeit zum allgemeinen Sprachgebrauch werden läßt? Eine große deutsche Tageszeitung hat vor einigen Jahren Erwartungen und Befürchtungen dieser Art zum Ausdruck gebracht und einen Leitartikel überschrieben: „Opas Sie ist tot“.<sup>32)</sup> Ist es wirklich tot oder wenigstens zum Absterben verurteilt? Wir wollen überlegen. Zunächst: Das Studenten-*Du*, für sich allein genommen, dürfte noch nicht sehr geeignet sein, Auftakt einer allgemeinen Bewegung vom *Sie* zum *Du* zu sein, da es nach meinen Beobachtungen ziemlich streng, einige Redaktions- und Lehrerkollegien vielleicht ausgenommen, an der Schwelle zum Berufs- und Erwerbsleben haltmacht, dem Lebensalter nach also etwa an jener bekannten „Trau-keinem-über-dreißig“-Grenze, wie sie zum ersten Mal von unserem Baccalaureus aus dem *Faust* formuliert worden ist:

Hat einer dreißig Jahr vorüber,  
So ist er schon so gut wie tot.

Ich denke daher, man kann das neue Studenten-*Du*, auch wenn es sich ganz ohne Zweifel als Übernahme des Genossen-*Du* durchgesetzt hat, heute in seiner wirklichen Bedeutung zutreffender als eine Ausweitung des Schüler-*Du* interpretieren. Diese Ausweitung hat ihre gesellschaftliche Evidenz in der durch ein überdehntes akademisches Studium stark verlängerten Jugendzeit.

Das Studenten-*Du* zeigt im übrigen keine missionarischen Züge, ganz im Gegensatz zu jenem gelegentlich auftretenden, ich möchte sagen, „grünen *Du*“, das dem Besucher eines Ökoladens geboten wird und das mit dem aus der Geschichte bekannten Quäker-*Du* typologisch verwandt ist. Gemeinsam ist nämlich beiden Formen der distanzlosen Anrede, daß sie im Namen der unverstellten Wahrheit gewählt und als diejenige Art zu reden verstanden wird, die gottgefällig beziehungsweise naturgewollt ist. Sie ist daher auch nicht wie das erwähnte Solidaritäts-*Du* exklusiv auf die jeweilige Solidargemeinschaft begrenzt, sondern wird freimütig der ganzen Menschheit geboten. Ob das missionarischen Erfolg haben wird, scheint mir allerdings zweifelhaft. Das zeigt auch das Beispiel der Quäker. Sie haben sich in der englischen Gesellschaft des 17. und 18. Jahrhunderts durch nichts stärker isoliert als durch die Verweigerung der pluralischen Höflichkeitsform *you*, die sich zu ebendieser Zeit, als geschehe es den Quäkern zum Spott, in der englischen Sprache definitiv durchsetzte und heute die singularische Vertrautheitsform *thou/thee* ganz aus dem lebendigen Sprachgebrauch verdrängt hat.

Es gibt nach den sprachvergleichenden Untersuchungen von Thomas Finckenstaedt Anzeichen dafür, daß die *Sie*-Anrede in der deutschen Sprache im 18. Jahrhundert nicht allzu weit davon entfernt war, ebenfalls tief in den Bereich des vertrauten Umgangs vorzudringen und die Form *du* aus der deutschen Sprache zu verdrängen. Die *du*-Anrede ist vielleicht nur durch den Freundschaftskult des Sturm-und-Drang-Zeitalters gerettet worden.<sup>33)</sup>

Ganz anders haben sich die Dinge in den letzten beiden Jahrzehnten in Schweden abgespielt, wo sich in relativ kurzer Zeit das *Du* allgemein durchgesetzt und die distanzierende Anrede, die sich dort allerdings im Regelfall nominaler und nicht pronominaler Ausdrucksmittel bediente, verdrängt hat. Nur der König bleibt von dieser vertrauten Anrede ausgenommen. Es steht außer Frage, daß bei dieser Entwicklung die Gleichheitsideologie einer jahrzehntelang regierenden sozialdemokratischen Partei eine maßgebliche Rolle gespielt hat. Allerdings ist anzumerken, daß in jüngster Zeit rückläufige Tendenzen zu beobachten sind, die darauf hinauslaufen, in anonym-unverbindlichen Situationen des öffentlichen Lebens, beispielsweise beim Einkaufen, die früher unter Höflichkeitsgesichtspunkten verpönte Form *ni* als Distanzform zu gebrauchen.<sup>34)</sup>

Vor diesem politisch-kulturellen Hintergrund kann man nun für die weitere Entwicklung des Anredeverhaltens in der deutschen Sprache etwa die folgende bedingte Prognose geben:

1. Nach den historischen Erfahrungen, die in der englischen und in der schwedischen Sprache vorliegen, ist eine Abkehr vom T/V-System, also von der heute geltenden pronominalen Anrede mit *du* oder *Sie*, im Prinzip durchaus vorstellbar.
2. Falls es zu einem Prozeß dieser Art kommen sollte, so könnte er gegenwärtig oder in naher Zukunft wohl nur zu einer Verallgemeinerung der *du*-Anrede (nach schwedischem Muster) und nicht – was allerdings im Endzustand auf das gleiche hinausliefe – zu einer Verallgemeinerung der *Sie*-Anrede (nach englischem Muster) führen.
3. Sollte es in der deutschen Sprache zu einer Abkehr von diesem System kommen, so darf man dabei an keine schleichende Erosion denken, die sehr lange Zeit braucht, sondern müßte auf einen relativ schnell, in wenigen Jahren ablaufenden Prozeß gefaßt sein, der durch starke politisch-publizistische Schubkräfte angetrieben wird.
4. Wenn es nach den historischen Erfahrungen, zumal mit den schwedischen Verhältnissen, zur allgemeinen Abkehr vom T/V-System starker politisch-publizistischer Schubkräfte bedarf, so ist nun allerdings im deutschen Sprach- und Kulturraum, der sich über vier (oder genauer gesagt fünf) Staatsgebilde von sehr unterschiedlicher Staats- und Gesellschaftsform erstreckt, höchst unwahrscheinlich, daß diese Kräfte in allen vier Staaten kongruent auftreten. Sollten sie sich aber nur in einem der Staaten mit deutscher Landessprache durchsetzen, so würde innerhalb des deutschen Sprachraums eine Sprachgrenze entstehen, die wohl von allen Sprechern der deutschen Sprache, also sowohl von den *du*-Sagern als auch von den *Sie*-Sagern, als deutliche Kulturschranke empfunden würde.
5. Unter den skizzierten Bedingungen erscheint folglich eine Sprachentwicklung, die in der deutschen Sprache zur Abkehr von der *Sie*-Anrede führt, für die nähere Zukunft wenig wahrscheinlich.

Wie auch immer aber nun die zukünftige Entwicklung der pronominalen Anrede ablaufen mag, es steht dabei keineswegs die Höflichkeit schlechthin, sondern nur eine – allerdings wichtige – Rahmenbedingung für höfliches Sprachverhalten auf dem Spiel. Denn eine genauere Betrachtung der „Interaktionsrituale“ sowohl des englischen als auch des schwedischen Sprach- und Kulturraums läßt alle Befürchtungen abwegig erscheinen, eine Abkehr vom T/V-System müsse ein Ende der Höflichkeit schlechthin bedeuten. Was beispielsweise die englische Sprache betrifft, so gibt es in dieser Sprache bekanntlich eine besonders hochentwickelte und jedem Ausländer auffällige Höflichkeitsempfindlichkeit im Bereich des Frage- und Aufforderungsverhaltens. Hier haben es die Sprecher dieser Sprache sicherlich mit den Subtilitäten des *Would-you-please* und *Why-don't-you* im Indirekten sehr viel

weiter gebracht als die Sprecher anderer Sprachen, und man darf diese überaus höflichen Formen des Fragens und Aufforderns vielleicht mit Brown/Levinson, die selber Engländer sind, als Kompensationen für die aufgegebene Differenzierung der pronominalen Anrede interpretieren.<sup>35)</sup> So sind also wohl die Sprachen insgesamt unter Höflichkeitsgesichtspunkten als homöostatische Systeme anzusehen, „*où tout se tient*“ (Saussure), und wenn man die verschiedenen Sprachen unter diesem Gesichtspunkt vergleicht, wird dabei wohl per saldo eine ausgeglichene Höflichkeitsbilanz herauskommen, sofern die Höflichkeit nicht irgendwo von einer falschen Pädagogik systematisch abtrainiert wird.

Das aber kommt vor. So erinnere ich mich beispielsweise über fünfzig Jahre hinweg an eine Deutschstunde, in der meinen Mitschülern und mir nahegelegt wurde, auf eine höfliche Frage „Ach, wissen Sie vielleicht, wie spät es ist?“ klar entweder mit Ja oder mit Nein zu antworten und nach dieser wahrheitsgemäßen Beantwortung einer Entscheidungsfrage – weiterzugehen. Mir steht noch nach so vielen Jahren deutlich die Irritation vor Augen, die diese Lektion in mir ausgelöst hat, da hier doch eine so naheliegende Höflichkeit durch einen puristischen Wahrheitsanspruch blockiert wurde, gegen den ich damals keine Argumente hatte. Aber es gibt auch heute noch Fanatiker, die den reichlichen Gebrauch der Modalverben zu Höflichkeitszwecken („Ach, könnten Sie bitte . . . , Ich darf doch vielleicht . . . ?“) kritisch vermerken und auch die nuancierenden Modalpartikeln, an denen unsere Sprache so reich ist („Nun sagen Sie doch mal eben . . . , Sie haben ja doch wohl auch . . .“), am liebsten aus unserer Sprache wegrationalisieren wollen. Auf diesen Gebieten hat jedoch die Linguistik, verbunden mit der Gesprächsanalyse und Dialogforschung, in den letzten beiden Jahrzehnten wertvolle Aufklärungsarbeit geleistet und mit ihren Ergebnissen verhindert, daß die vermeintliche Wahrheit der Logiker weiterhin als Elefant durch den Porzellanladen der Höflichkeit stapft.

\*

Nicht viel anders verhält es sich mit der Wahrhaftigkeit, Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit, die gelegentlich im Namen einer kritischen Ethik gegen die Höflichkeit ins Feld geführt werden, so daß diese nur noch als Indiz für „falsches Bewußtsein“ erscheint.<sup>36)</sup> Das sieht Helmuth Plessner wohl richtiger, wenn er schreibt:

Nackte Ehrlichkeit wirkt, wenn nicht ganz besondere Umstände mit-helfen, einfach als Spielverderberei, mit der weiter nichts anzufangen ist, als daß man darüber hinweggeht.

Und weiter schreibt er, was insbesondere den möglichen Konflikt zwischen einer Wahrheitsethik und den Regeln geselliger Höflichkeit betrifft:

Unwahrheit, die schont, ist immer noch besser als Wahrheit, die verletzt, Verbindlichkeit, die nicht bindet, aber das Beste. In dieser Sphäre sollte es weder Gut noch Böse, weder Wahr noch Falsch, sondern nur die Werte des Wohltuns, die Hygiene größtmöglicher Schonung geben.<sup>37)</sup>

Mit diesen Merkmalen ausgestattet, „sollte“ es zweifellos Höflichkeit geben, und es gibt sie auch in vielen Bereichen des alltäglichen Lebens als normales Verhalten. Allerdings ist diese Höflichkeit, wo sie fehlt, nicht einklagbar. Wer nicht höflich sein will, kann nicht zur Höflichkeit gezwungen werden. Das unterscheidet die Höflichkeit von den Bereichen des Rechts und der Ethik, wo Legalität und unter bestimmten Voraussetzungen auch Moralität des Handelns normativ gefordert werden können. Die Würde des Menschen ist in der Bundesrepublik Deutschland sogar durch das Grundgesetz geschützt und gilt als Bestandteil der Menschenrechte. Für den Anspruch auf Höflichkeit gilt das nicht. Schiller hat die Höflichkeit daher, wie wir gesehen haben, im Reich der Freiheit angesiedelt. Das ist sehr bedenkenswert, aber im Kontext des heutigen Freiheitsbegriffs vielleicht mißverständlich. Ich will daher versuchen, das gleiche in einer anderen Begrifflichkeit zu sagen, und tue das in einem Definitionsversuch, der gleichzeitig die bisherigen Überlegungen zur Höflichkeit zusammenfassen soll. Meine Definition soll lauten: *Höflichkeit ist ein sprachliches oder nichtsprachliches Verhalten, das zum normalen Umgang der Menschen miteinander gehört und den Zweck hat, die Vorzüge eines anderen Menschen indirekt zur Erscheinung zu bringen oder ihn zu schonen, wenn er vielleicht nicht vorzüglich sein will.* Genauer gesagt meine ich damit, daß die Höflichkeit sich nicht auf jene Persönlichkeitswerte bezieht, die jedem Menschen als Angehörigen des Menschengeschlechts zukommen. Sie ist vielmehr jenseits dieses Bereichs bei jenen spezifischen Vorzüglichkeiten angesiedelt, die den Menschen in je besonderer Weise zuzusprechen sind – es mag nun eine individuelle oder eine kollektive Vorzüglichkeit, eine tatsächlich gegebene oder notfalls auch nur eine zugunsten des anderen erdachte Vorzüglichkeit sein. Bei jeder Vorzüglichkeit ist kein Mensch, so lautet die oberste Maxime dieser Höflichkeit, die sich daher anstrengt, eine vielleicht verborgene Vorzüglichkeit ans Licht und zur mehr oder weniger öffentlichen Erscheinung zu bringen. Das ist, wenn man so will, die Umkehrung dessen, was Frau von Staël an der höflichen Geselligkeit ihrer Zeit beobachtet haben will. Wir erinnern uns, sie spricht von der Gleichheit in der Ungleichheit (*l'égalité dans l'inégalité*). Dem habe ich oben schon entgegengehalten, daß die Höflichkeit in unserer Zeit die Bedingungen der gesellschaftlichen Gleichheit annehmen muß. Dem will ich aber nun hinzufügen, daß die Höflichkeit heute, wenn sie nicht im grauen Gleichmaß des Alltags verschwinden soll und wenn sie statt dessen in unterschiedlichen Situationen ungleiche Vorzüglichkeiten zur Erscheinung bringen will, die Ungleichheit in der Gleichheit zu ihrem Betätigungsfeld hat. Wer aber auf einem bestimmten Gebiet des gesellschaftlichen Lebens ganz und gar nicht vorzüglich ist und es vielleicht nicht einmal sein will, den wird die Höflich-

keit schonen und ihm keinerlei fremde Vorzüglichkeit aufzwingen. Und selbst wenn einer niemals und nirgends vorzüglich sein will, so ist natürlich auch das von der Höflichkeit zu tolerieren, mit der kleinen Einschränkung allenfalls, daß ein so heroischer Verzicht es bereits als solcher verdient, mit gebührender Höflichkeit zur Erscheinung gebracht zu werden.

Höflichkeit als Ausdruck des Respekts vor den wirklichen oder auch nur den möglichen Vorzügen einer anderen Identität – das ist natürlich immer eine Sache der Nuancen und läßt sich nicht in Paragraphen einfangen. Deswegen sind auch die Etikettebücher, die es im Buchhandel gibt, nur in den seltensten Fällen gute Ratgeber der Höflichkeit. Aus diesen Büchern will ich allerdings eines herausheben, den Klassiker aller deutschen Höflichkeitsbücher: Adolph Freiherr von Knigges „Über den Umgang mit Menschen“, im Jahre 1788, ein Jahr vor der Französischen Revolution erschienen. Man sagt ja heute gelegentlich von einem, der gegen eine läppische Anstandsregel verstößt und etwa, wogegen heute kein Mensch mehr etwas haben kann, das Frühstücksei mit dem Messer köpft: Der hat wohl seinen Knigge nicht gelesen! Wer so redet, hat selber dieses Buch nicht gelesen, denn Knigge hat kein kasuistisches Etikettebuch geschrieben. „Der Knigge“ ist vielmehr ein sehr lesenswertes Stück moralistischer Literatur, wie es sie sonst in Deutschland recht selten, in Frankreich aber um so reichlicher gibt. Moralisten nennen wir solche Schriftsteller, die es zu ihrer Kunst gemacht haben, das Verhalten der Menschen in der Gesellschaft – ihre *mores* – zu beobachten und in gepflegter Sprache zu beschreiben. Das tut Knigge in seinem Buch, in dem man auch heute noch mit Gewinn lesen kann, wie die Menschen und Menschentypen in ihrem Verhalten so verschieden sind, daß man mit ihnen auch verschieden umgehen muß. Man kann also bei Knigge lesen, wie man es mit Leuten von verschiedenen Gemütsarten und Temperamenten, mit Freunden und Nachbarn, mit Gastgebern und Gästen, mit Gläubigern und Schuldnern halten sollte. Aber auch zum Verhalten von Liebespaaren und Eheleuten findet man bei Knigge kluge Beobachtungen. Ja, sogar über den Umgang mit Tieren macht sich Knigge Gedanken und wendet sich dabei sowohl gegen alle Formen der Tierquälerei als auch gegen „die Torheit derer, die mit Tieren wie mit Menschen umgehen“. Schließlich hat Knigge auch ein kleines Kapitel über den Umgang mit Schurken, wie er sagt, und in diesem Kapitel steht folgendes zu lesen:

Jetzt werde ich im allgemeinen von dem Betragen gegen Schurken, das heißt gegen Leute, die von Grund auf schlecht sind, reden, obgleich ich dafür halte, daß – ein bißchen Erbsünde abgerechnet – eigentlich kein Mensch von Grund auf ganz schlecht, wohl aber durch fehlerhafte Erziehung, Nachgiebigkeit gegen seine Leidenschaften oder durch Schicksale, Lagen und Verhältnisse so verwildert sein könne, daß von seinen natürlichen guten Anlagen fast keine Spur mehr zu sehen ist. Hier aber kommt es nicht darauf an, wie jemand ein Schurke geworden, sondern wie er, wenn er ein solcher ist, müßte behandelt werden.<sup>38)</sup>

Wie jeder nun im einzelnen sein Betragen gegenüber Schurken und Verbrechern einrichten will, möge dem eigenen Nachdenken überlassen bleiben. Wichtig aber scheint mir ein Gedanke zu sein, der für alle Überlegungen zur Höflichkeit von großer Bedeutung ist, nämlich die von Knigge ausgesprochene optimistische Überzeugung, daß kein Mensch – mit dem Autor wollen auch wir die Einschränkung machen: ein bißchen Erbsünde abgerechnet – von Grund auf schlecht ist. Unsere ganze Höflichkeit lebt von diesem Optimismus, der allerdings nicht blind ist für die Schlechtigkeiten der Welt, sondern immer dort, wo es nur irgend möglich ist, höflich über sie hinwegsieht. Das hat ein anderer großer Moralist, der französische Schriftsteller La Bruyère, genau einhundert Jahre vor Knigge in seinen *Caractères* sehr schön zum Ausdruck gebracht:

Die Höflichkeit läßt den Menschen nach außen hin erscheinen, wie er innerlich sein sollte.

*La politesse fait paraître l'homme au dehors comme il devrait être intérieurement.*<sup>39)</sup>

Wie er innerlich sein *sollte*, das ist hier die wichtige Einschränkung, die der Optimismus von der Moralistik erfährt.

Allerdings, aus der Perspektive unseres Jahrhunderts ist eine weitere Einschränkung zu machen, diesmal aus anthropologischer Sicht. Wer sich in seinem Verhalten bemüht, an anderen Menschen Vorzüge zu entdecken, gegebenenfalls sogar gegen Evidenz und Augenschein, und wer diese Vorzüge nicht direkt-plakativ, sondern in taktvoll-indirekter Weise zur Geltung und Erscheinung bringen will, der muß sich zu diesem Zweck etwas Zeit nehmen. Dafür aber bietet eine Umwelt, die unter dem Diktat der mechanischen und elektronischen Uhren steht, keine sehr günstigen Entfaltungsbedingungen. Das hat schon Helmuth Plessner in seinen Überlegungen zur Höflichkeit in Rechnung gestellt, und nach ihm hat es Romano Guardini in seinen Betrachtungen zur „Tugend“ der Höflichkeit so formuliert:

Aus dem Gesagten muß noch etwas Besonderes hervorgehoben werden, was unmittelbar auf die Weise des Umgangs der Menschen miteinander einwirkt, das ist der Mangel an Zeit. Höflichkeit braucht Zeit. Um sie zu üben, muß man verweilen, warten, Umwege machen; muß Rücksicht nehmen und deswegen das Eigene zurückstellen können. Das alles bedeutet aber Zeitverbrauch, in unserer Epoche der scharf berechneten Termine, der genau arbeitenden Apparate, der hohen Herstellungskosten und heftigen Konkurrenz etwas Unnützes, Unrationelles, Falsches, ja Unrechtes.<sup>40)</sup>

Diese Besorgnisse, in den sechziger Jahren notiert, sind heutzutage sicher nicht geringer zu veranschlagen.

\*

Von dieser Plattform aus möchte ich nun noch kurz versuchen, eine Art Lagebericht zur Höflichkeit im gegenwärtigen Deutschland zu geben. Ich konzentriere mich dabei, unter Vernachlässigung der von der Höflichkeit zur Erscheinung zu bringenden individuellen Qualitäten, auf einige kollektive Vorzüge, die in der Geschichte der Höflichkeit immer eine gewisse Rolle gespielt haben. Die alte Höflichkeit, so hat man früher in der Tanzstunde gelernt, kannte drei konventionelle Rangfolgen, die beispielsweise bei dem in Deutschland besonders schwierigen Unterfangen, gemeinsam durch eine Tür zu gehen, zu beachten waren. Der Vortritt regelte sich hier wie folgt: Die Dame geht vor dem Herrn durch die Tür, der Höhergestellte vor dem Rangniedereren und der Ältere schließlich vor dem Jüngeren – mit einigen Komplikationen bei gleichem konventionellen Rang oder beim Zusammenstoß dieser drei Normen.

Keine dieser drei konventionellen Vorzüge kann heute noch als völlig fragloser Höflichkeitsauslöser angesehen werden. Es hilft ja nichts, höflich gegenüber Damen sein zu wollen, wenn die Angehörigen des weiblichen Geschlechts sich des mehr oder weniger konventionellen Vorzugs, Damen zu sein, freiwillig begeben, weil sie in der ihnen gebotenen Höflichkeit nur die besonders raffinierte Tarnung einer Ungleichheit sehen, die in allen gesellschaftlich wichtigen Bereichen sonst zu ihren Lasten geht. Damit geschieht der Ritterlichkeit, wie wir diese Form der Höflichkeit nennen können, zwar historisch Unrecht, da sie im Hochmittelalter als eine kulturelle Schöpfung der Troubadours, Trouvères und Minnesänger und der von ihnen minniglich besungenen Damen richtiger als eine erste Stufe der Emanzipation aufgefaßt werden muß.<sup>41)</sup> Es ist aber einzuräumen, daß diese ritterliche Höflichkeit in späteren Jahrhunderten zu einer oft sehr äußerlichen Galanterie verkommen ist und nach solch evidentem Mißbrauch – ich sage es nicht ohne nostalgisches Bedauern – auf lange Sicht wohl kaum zu retten sein wird.

Mit geringerem Bedauern kann man vielleicht, so scheint mir, die Norm einer fraglosen Höflichkeit gegenüber dem gesellschaftlich Ranghöheren verabschieden, da sie offensichtlich den glanzloseren Werten einer unauffällig, aber gut funktionierenden Demokratie und Wohlstandsgesellschaft nicht standzuhalten vermag. Ein bißchen mehr Höflichkeit für den Chef, ein bißchen weniger für den jüngeren Mitarbeiter, das wird vielleicht bleiben, aber darüber hinaus dürfte eine Höflichkeit, die nur Privilegien bestätigt, vor den Fortschritten der gesellschaftlichen Gleichheit auf längere Sicht nicht bestehen können. Die Scheinblüte einer übertriebenen Höflichkeit bei sehr teuren Dienstleistungen, etwa im Luxushotel, in Boutiquen und – einstweilen noch – bei vollbezahlten Flug- und Seereisen wird bei sensibleren Naturen ohnehin eher als peinlich empfunden und kann über den Niedergang dieser privilegierenden Höflichkeit nicht hinwegtäuschen.

Und schließlich, so fürchte ich, werden auch die Älteren (ich sage aber nicht: die Alten) in Zukunft wohl kaum sehr zuverlässig darauf rechnen können, daß ihnen besondere Höflichkeit nur deshalb gezollt wird, weil sie an Jahren älter sind. Darauf können sie vor allem dann nicht zählen, wenn sie sich ihrer grauen Haare eher schämen und selber die ersten Priester eines Jugendlichkeitskultes sind. Aber das kommt auch nicht von ungefähr und ist natürlich Ausdruck einer verständlichen Verhaltensunsicherheit in einer Welt, in der das Erfahrungswissen der Älteren in atemberaubendem Tempo entwertet wird, so daß bald eher die Älteren bei den Jüngeren als die Jüngeren bei den Älteren in die technologisch aufgerüstete Schule gehen müssen. Der Baccalaureus läßt grüßen.

Schlechte Aussichten also für die Höflichkeit? Das glaube ich dennoch nicht. Es gibt vielmehr Anzeichen dafür, daß die Höflichkeit, wie sie es schon öfter in der Geschichte getan hat, ihre Betätigungsfelder nur verlagert und sich auf diese Weise vielleicht sogar erneuert. Ich will also zum Abschluß in aller Kürze drei Bereiche bezeichnen, die vielleicht heute als Betätigungsfelder einer neuen Höflichkeit ausgemacht werden können, wobei ich die Frage in der Schwebe halte, welche Fortschritte die Höflichkeit dort bis jetzt schon gemacht hat.

An erster Stelle will ich den Straßenverkehr nennen. Hier ist eine scharfe Höflichkeitsgrenze zu beobachten, je nachdem ob es zu einem Blickkontakt der Verkehrsteilnehmer kommt oder nicht. Fußgänger schauen sich, wenn sie einander begegnen, wenigstens für einen Augenblick an, und wenn sie sich kennen, grüßen sie sich und erklären einander damit – so haben wir schon in anderem Zusammenhang gesagt – ihre grundsätzliche Gesprächsbereitschaft. Dadurch sind alle Voraussetzungen für ein höfliches Verhalten gegeben. Der motorisierte Straßenverkehr hingegen bietet diese Möglichkeiten in der Regel nicht mehr, weder wenn sich zwei Fahrzeuge begegnen, noch wenn sie hintereinander herfahren. In beiden Fällen ist mit dem fehlenden Blickkontakt die Kommunikationsstellung (*face to face position*) aufgehoben. Das macht den motorisierten Straßenverkehr, wie jeder weiß, latent und häufig genug auch virulent unhöflich. Diese Bedingungen sind zwar grundsätzlich nicht aufhebbar, können aber wahrscheinlich durch eine kommunikative, mehr höflichkeits- als anspruchsbewußte Verkehrserziehung gemildert werden.

Sodann will ich ein Wort zum Behördenverkehr sagen, der ja in unserer verwalteten und überverwalteten Welt eine immer größere Rolle spielt. Hier haben in den letzten Jahren viele Beamte und Angestellte – gewiß natürlich immer noch nicht alle – gelernt, ihren Klienten die Dignität zuzugestehen, freie Bürger eines demokratischen Landes zu sein, die über ihre Rechte und Pflichten nicht nur sachkundig, sondern auch höflich zu beraten sind – was wiederum diese Bürger veranlaßt, mit den Behördenvertretern als ihresglei-

chen zu sprechen. Denn gerade im Sprachverkehr Bürger/Behörde, wo die Gemeinsprache und die Fachsprache im Dialog zusammentreffen, muß der Behördenvertreter die allgemeinen Vorzüge der Gemeinsprache, der Bürger aber auch die spezifischen Vorzüge der Fachsprache höflich anerkennen. Die Abschaffung des höchst dialogwidrigen Schalters zugunsten eines einfachen Tisches ist hier schon die halbe Höflichkeit.

Des weiteren meine ich beobachten zu können, daß auch der Umgang mit Fremden von einem nicht geringen Teil der Öffentlichkeit als Betätigungsfeld einer neuen Höflichkeit erkannt worden ist. Nun ist mir allerdings nicht verborgen geblieben, daß es hierzulande immer noch unübersehbare Zeichen von Fremdenfeindlichkeit, ja Fremdenhaß gibt, die von allen Seiten, besonders aber von „ganz unten“, ans Licht gebracht werden müssen. Aber es geht beim Zusammenleben mit Fremden nicht nur um politische, rechtliche und ökonomische Probleme, so wichtig diese auch sind. Denn etwa an der Stelle, wo in früheren Zeiten die Gastfreundschaft ihren Ort hatte und dafür sorgte, daß der Fremdling für eine gewisse Zeit Gegenstand ausgezeichneter Fürsorge war, was in der modernen Welt anscheinend nicht mehr möglich ist, ungefähr dort ist auch der Platz für eine besondere Höflichkeit Fremden gegenüber, und zwar nicht nur als negativ-schonende Höflichkeit, weil die Fremden mehr als die Einheimischen orientierungsbedürftig sind, sondern darüber hinaus auch als positiv-entgegenkommende Höflichkeit, die für diese Fremden, da sie Träger einer unbekannteren Vorzüglichkeit sein können, besonderes Interesse, ja Neugierde aufbringt. Für nicht wenige Deutsche – oder blendet mich da mein Wunschdenken? – gehört eine solche Höflichkeit inzwischen zum guten Ton.

## Anmerkungen

1. Goethes amtliche Schriften Bd. II, 2, Weimar 1970, S. 650f. Die Abkürzung Kfl. bedeutet Konventionaltaler. Vgl. auch den Kommentar zu diesen Briefen in Bd. III, Weimar 1972, S. 289.
2. Germaine de Staël: De l'Allemagne (1813), Kap. I, 11: De l'esprit de conversation, Paris 1968. Die Zitate stehen auf S. 102 und S. 106 dieser Ausgabe. Ein später Reflex dieser Auffassung findet sich bei Romain Rolland, der von dem jungen Deutschen Johann Christoph Krafft erzählt, wie er sich in den „zeremoniellen Höflichkeitsformeln“ verfängt und sich auf diese Weise lächerlich macht (Jean-Christophe, Kap. Le Matin, III; Paris 1931, Bd. I, S. 205).
3. Goethe: Faust II, v. 6685 ff: Hamburger Ausgabe Bd. III, S. 205 ff.
4. Georg Philipp Harsdörffer: Frauenzimmer Gesprächspiele (1641–1649), hg. von Irmgard Böttcher, 8 Bde., Neudruck Tübingen 1968/1969. Vgl. besonders Bd. I, S. 296 und Bd. II, S. 56 (Seitenzählung des Neudrucks).
5. Adolph Freiherr Knigge: Über den Umgang mit Menschen (1788), Nachdruck der Ausgabe Leipzig 1878, München 1975. Das Zitat steht in der Einleitung S. 23, vgl. auch S. 33.
6. Norbert Elias: Über den Prozeß der Zivilisation (1939), 2 Bde., Bern 1969 (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft 158), Frankfurt <sup>5</sup>1978. Vgl. auch M.H. Rassem: Über den Sinn der Höflichkeit, in: Festschrift für Otto Höfler, hg. von H. Birkhan, Wien 1968, S. 373–387.
7. Erving Goffman: Interaction Ritual: Essays on Face to Face Behavior, Garden City, N.Y. 1967; deutsch: Interaktionsrituale – Über Verhalten in direkter Kommunikation, Frankfurt 1971 (darin besonders das Kapitel: Über Ehrerbietung und Benehmen, S. 54–105).
8. Zur Unterscheidung von „positiver“ und „negativer“ Höflichkeit vgl. besonders Penelope Brown und Stephen Levinson: Universals in Language Usage: Politeness Phenomena, in Esther N. Goody (Hg.): Questions and Politeness. Strategies in Social Interaction, Cambridge 1978, S. 56–324 (*positive politeness* S. 106 ff., *negative politeness* S. 136 ff.). Die Begriffe der positiven und der negativen Höflichkeit gehen über Goffman auf Durkheim zurück, wie Brown/Levinson mitteilen (S. 295, Anm. 8).
9. Schiller: Kallias 23.2.1793; Werke in 3 Bänden, München 1966, Bd. II, S. 375 f.
10. Brown/Levinson, a.a.O. Zum Universalismus vgl. besonders S. 61 ff. Ähnlich Charles A. Ferguson: The Structure of Politeness Formulas, Language in Society 5 (1976), S. 137–157, auch in Florian Coulmas (Hg.): Conversa-

tional Routine. *Explorations in Standardized Communication Situations and Prepatterned Speech*, Den Haag 1981 (= Rasmus Rask Studies in Pragmatic Linguistics, 2), S. 34.

11. H. Paul Grice: *Logic and Conversation* (1967) in P. Cole/J.L. Morgan (Hg.): *Syntax and Semantics*, vol. III: *Speech Acts*, New York 1975; deutsch: *Logik und Gesprächsanalyse*, in P. Kußmaul (Hg.): *Sprechakttheorie. Ein Reader*, Wiesbaden 1980, S. 109–126.

12. Vgl. Dietrich Hartmann: *Begrüßungen und Begrüßungsrituale*, *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 1 (1973), S. 133–162; Hans-Joachim Siebert: *Zum Gebrauch von Anredeformen, Gruß- und Verabschiedungsformeln in der deutschen Sprache der Gegenwart in der DDR*, *Deutsch als Fremdsprache* 13 (1976), S. 297–300; Harald Weinrich: *Vom Zusammenhalt der Sprache im Sprechen*, *Jahrbuch der Akademie der Wissenschaften in Göttingen* 1981, S. 33–47, besonders S. 46f.

13. Willi Lange: *Aspekte der Höflichkeit. Überlegungen am Beispiel der Entschuldigungen im Deutschen*, Frankfurt 1984. Vgl. auch Jochen Rehbein: *Entschuldigungen und Rechtfertigungen*, in D. Wunderlich (Hg.): *Linguistische Pragmatik*, Frankfurt 1972, S. 288–317; Bruce Fraser: *On Apologizing*, in Florian Coulmas (Hg.): *Conversational Routine*, a.a.O., S. 259 bis 271.

14. Brown/Levinson, a.a.O.

15. Vgl. P. Ekman/W.V. Friesen: *The Repertoire of Nonverbal Behavior: Categories, Origine, Usage, and Coding*, *Semiotica* 1 (1969), 49–98; Klaus Müller: *Partnerarbeit in Dialogen. Zur Kontaktfunktion inhaltlich redundanter Textelemente in natürlicher Kommunikation*, *Grazer linguistische Studien* 10/1979, S. 183–216.

16. Zur Grice-Kritik vgl. insbesondere E.O. Keenan: *On the Universality of Conversational Implicature*, *Language and Society* 5 (1976), 67–80; Deirdre Wilson/Dan Sperber: *Remarques sur l'interprétation des énoncés selon Paul Grice*, *Communications* 30 (1979), S. 80–94; Wolf-Dieter Stempel: *Bemerkungen zur Kommunikation im Alltagsgespräch*, in Karlheinz Stierle/Rainer Warning (Hg.): *Das Gespräch*, München 1984 (= *Poetik und Hermeneutik*, 11), S. 151–169, besonders S. 160f.

17. Die Einschränkung der „sogenannten“ Höflichkeitsformen macht beispielsweise Peter Eisenberg: *Grundriß der deutschen Grammatik*, Stuttgart 1986, S. 179.

18. Ingeborg Bachmann: *Malina*, Frankfurt 1971, S. 108f., vgl. auch S. 129ff.

19. Ulrich Ammon: Zur sozialen Funktion der pronominalen Anrede im Deutschen, *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik (LiLi)* 7 (1972), S. 73–88; Klaus Vorderwülbecke: Anredeformen und Selbstbezeichnungen im Deutschen und Japanischen, in Gerhard Stickel (Hg.): *Deutsch-japanische Kontraste. Vorstudien zu einer kontrastiven Grammatik*, Tübingen 1976 (= *Forschungsberichte des Instituts für deutsche Sprache*, 29), S. 335–394; Gerhard Augst: Zur Syntax der Höflichkeit (Du-Ihr-Sie), in ders.: *Sprachnorm und Sprachwandel. Vier Projekte zu diachroner Sprachbetrachtung*, Wiesbaden 1977 (= *Studienbücher zur Linguistik und Literaturwissenschaft* 7), S. 13–60; Ivar Ljungerud: Der deutsche Anredestil. Geschichten und Geschichtliches, *Moderna språk* 73 (1979), S. 353–379 (auch: *Moderna språk monographs*, No. 2); Florian Coulmas: *Conversational Routine. Explorations in Standardized Communication Situations and Pre-patterned Speech*, Den Haag 1981 (= *Rasmus Rask Studies in Pragmatic Linguistics*, 2). Eugeniusz Tomiczek: *System adresatywny współczesnego języka polskiego i niemieckiego. Socjolingwistyczne studium konfrontatywne*, Wrocław 1983 (= *Acta Universitatis Wratislaviensis*, 730).

20. Roger W. Brown/Albert Gilman: The Pronouns of Power and Solidarity, in Th. A. Sebeok (Hg.): *Style in Language*, Cambridge Mass. 1960, S. 253–276, besonders S. 254.

21. Gustav Ehrismann: Duzen und Ihrzen im Mittelalter, *Zeitschrift für deutsche Wortforschung* 1 (1901), S. 117–149, 2 (1902), S. 118–159, 4 (1903), S. 210–248, 5 (1904), S. 127–220. Zu den spätantiken Grundlagen dieser Anredeform vgl. Ernst Robert Curtius: *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter* (1948), Bern <sup>9</sup>1978, S. 94.

22. Jacob Grimm: Über das Pedantische in der deutschen Sprache (*Akademierede* 1847) in ders.: *Selbstbiographie. Ausgewählte Schriften, Reden und Abhandlungen*, hg. von Ulrich Wyss, München 1984 (= dtv 2139), S. 125–153, hier insbesondere S. 129f. Vgl. auch Wustmanns *Sprachdummheiten*, hg. von Werner Schulze, Berlin <sup>14</sup>1966, S. 77f.

23. Die Selbstbezeichnungen werden neben den Anredeformen gleichberechtigt berücksichtigt bei Klaus Vorderwülbecke, a.a.O., sowie bei Armin Kohz: *Linguistische Aspekte des Anredeverhaltens. Untersuchungen am Deutschen und Schwedischen. Mit einer selektiven Bibliographie zur Linguistik der Anrede und des Grußes* (= *Kommunikation und Institution*, 5), Tübingen 1982, vgl. insbesondere S. 30.

24. Adelbert von Chamisso: Peter Schlemihls wundersame Geschichte, in: *Chamisso's Werke in einem Band* (= *Bibliothek deutscher Klassiker*), Berlin 1977, S. 179. Zu dem Problem der Ich-Form am Briefanfang vgl. auch Gerhard Augst, a.a.O., S. 16f.

25. Christian Ernst Simonetti: Der ehrbare Mann, Göttingen 1745 (ich verdanke den Hinweis Professor Voßkamp/Bielefeld). Vgl. auch Georg Philipp Harsdörffer, a.a.O., Bd. VII, S. 470 (Seitenzählung des Neudrucks).

26. Helmuth Plessner: Grenzen der Gemeinschaft. Eine Kritik des sozialen Radikalismus (1924), Gesammelte Schriften, Bd. V, Frankfurt 1981, S. 7–133, hier S. 106. X

27. George Washington: Rules of Civility and Decent Behaviour in Company and Conversation, in ders.: True Happiness (1745), in deutscher Übersetzung abgedruckt bei Claudia Schmölders (Hg.): Die Kunst des Gesprächs, München 1979 (= dtv 6102), S. 211, vgl. auch S. 181. X

28. Zum Begriff „Gesicht“ (*face*) vgl. Helmuth Plessner, a.a.O., Bd. V, S. 58ff.; Erving Goffman: Interaktionsrituale, a.a.O., S. 10ff.; Willi Lange, a.a.O., S. 4ff.; Werner Holly: Imagearbeit in Gesprächen. Zur linguistischen Beschreibung des Beziehungsaspekts (= Reihe Germanistische Linguistik, 18) Tübingen 1979; Wolf-Dieter Stempel, a.a.O., S. 160. Eine Definition des „Gesichts“ findet man bei Brown/Levinson: „The public self-image that every member wants to claim for himself“ (a.a.O., S. 66).

29. Brown/Levinson, a.a.O., S. 177; vgl. die verwandte Maxime: „Minimize the imposition“ (S. 181).

30. Brown/Gilman, a.a.O., besonders S. 258. In seinem Buch „Psycholinguistics“ gibt Brown später zu verstehen, daß statt des Ausdrucks *power* der Ausdruck *social status* der richtigere Begriff wäre (1972, S. 302 – zitiert bei A. Kohz, a.a.O., S. 28).

31. Vgl. Hermann Bausinger: Sie oder Du? Zum Wandel der pronominalen Anrede im Deutschen, in K. Ezawa (Hg.): Sprache und Sprechen. Festschrift für Eberhard Zwirner zum 80. Geburtstag, Tübingen 1979, S. 3–11; Klaus Bayer: Die Anredepronomina *du* und *Sie*. Thesen zu einem semantischen Konflikt im Hochschulbereich, Deutsche Sprache 7 (1979), S. 212–219; Dieter E. Zimmer: Redens Arten. Über Trends und Tollheiten im neudeutschen Sprachgebrauch, Zürich 1986, besonders S. 51–62. X

32. Leitartikel von Bruno Dechamps, FAZ vom 6.9.1977. X

33. Thomas Finkenstaedt: *You* und *Thou*. Studien zur Anrede im Englischen (mit einem Exkurs über die Anrede im Deutschen), Berlin 1963. Zum Quaker-*Thou* vgl. Kap. VI, zur Anrede im Deutschen vgl. Kap. VIII dieses Buches. Weitere Hinweise findet man bei Ljungerud, a.a.O.

34. Vgl. Suzanne Öhmann: Wortinhalt und Weltbild. Vergleichende und methodologische Studien zur Bedeutungslehre und Wortfeldtheorie, Stockholm 1951, besonders S. 115ff.; Armin Kohz, a.a.O., Tübingen 1982, besonders S. 90f. Ich danke Gustav Korlén und Inger Rosengren für Auskünfte zur gegenwärtigen Sprachsituation in Schweden.

35. Brown/Levinson, a.a.O., S. 253. X

36. Diethart Kerbs/C. Wolfgang Müller: Zur Einführung, in: Kerbs/Müller/Krumteich/Drechsel/Tietgens/Heine: Das Ende der Höflichkeit. Für eine Revision der Anstandserziehung (1970), München <sup>2</sup>1972. Zum „falschen Bewußtsein“ vgl. S. 7.
37. Helmuth Plessner, a.a.O., S. 83f. und 107.
38. Adolph Freiherr Knigge, a.a.O., S. 109f.
39. La Bruyère: Les Caractères ou Les Mœurs de ce siècle, hg. von Georges Mongrédien, Paris 1948, S. 146.
40. Romano Guardini: Tugenden. Meditationen über Gestalten sittlichen Lebens, Würzburg 1963. Das Kapitel über die Höflichkeit steht auf den Seiten 142–152, das Zitat S. 148.
41. C.S. Lewis: The Allegory of Love. A Study in Medieval Tradition (1936), New York <sup>5</sup>1961.